image
not
available

das Recht auch nur eines Seufzers, wenn das furchtbare Gericht des Volks dereinst von Hauptstadt zu Hauptstadt, von Thron zu Thron zieht. —

Und auf der Fahne des Sturmes wird stehen: «Wir haben Nichts zu schaffen! wir haben Nichts zu essen!»

Ich höre sie, die Feinde der Menschheit rufen: «Seht Ihr's, brodlose Schreier, und sonst nichts: das sind die Vertheidiger der Freiheit.» — Es liegt ein tiefer Hohn in diesen Worten; denn sie wissen wie viele Millionen sie dem Volke abpressen, und sie wissen, wie viele Tausend sie alljährlich von Haus und Hof jagen müssen, die die Last der Steuern zu Bettlern gemacht. Es ist ein tiefer Hohn in jenen Worten, aber auch eine tiefe Wahrheit; denn in Lyon trotzten die Arbeiter einem Heere, und ihr Schlachtruf war: «Arbeitend leben oder kämpfend sterben!» was nur eine französische Uebersetzung jener deutschen Bettlerformel ist. —

Lyon ist eine Fabrikstadt, und man sagt uns, und will uns glauben machen, daß in Fabrikstädten, wo eine Menge Arbeiter zusammenfließen, es so sein müsse, und nicht anders sein könne. Das heißt, daß dort das Unglück, der Hunger von Tausenden neben dem Reichthume und dem Ueberflusse von ein paar Hundert natürlich sei. Die Natur wäre die elendeste Unnatur, wenn dies natürlich, und ein Teufel müßte sie in seinem Zorne der Gottheit zum Trotze geschaffen haben. —

Aber ist es irgendwo anders? Ist nicht die ganze Welt in zwei Menschenraçen getheilt, von welchen die Einen am Ende ihres Lebens nur Tage des Kummers, der Noth, des Elendes und des Hungers zählt, während die Andern — immer nur Einer auf Hunderte, Tausende — in Ueberfluß, Lust und Uebersättigung ihre Tage verlebt; von welchen die Einen arbeiten und darben, die Andern müssig gehen und prassen. — Nicht in Lyon, in Manchester und andern Fabrikstädten allein, herrscht Unglück, und Noth, treibt die Propaganda ihr Wesen, in jeder Stadt, in jedem Dorfe hat der Hunger, die Entblößung, ihren Sitz in Tausend und aber Tausend Häusern aufgeschlagen. Wer es nicht weiß, nicht glaubt, der gehe

nach Rheinpreußen, nach Westphalen, und besuche in den Städten jene Straßen, die der Lohnbediente dem Reisenden oft kaum nennen kann, und er wird dort in den elendesten Höhlen Familie auf Familie gehäuft finden, er wird die bleichen Gesichter der Noth aus den gegen Sturm und Wind nicht mehr schützenden Fenstern, wie Gespenster, hervorblicken sehen; er gehe in den Dörfern einher, und sehe wie der Arbeiter am Abende eines arbeitvollen Tages das trockne Brod unter seine hungernden Kinder vertheilt. Wer nicht an das Unglück der großen Mehrzahl glauben will, er gehe in das schönste Land Deutschlands, in den Rheingau, und kehre in der Hütte des Bauern, des Arbeiters ein; er gehe nach Rheinhessen, nach Rheinbaiern, in den Odenwald, in den Schwarzwald, und spreche mit dem Bauern, der seine Felder bearbeitet, die ihm keine Früchte tragen. Er sehe wie selbst die bemittelten Bauern, dem sichern Untergange, dessen Bild ihr Nachbar, durch die Auswanderung zu entfliehen suchen. Er höre, wie in München die Verarmung von Tag zu Tag mehr überhand nimmt, so daß man gleichsam dem Allmosenempfänger selbst eine Steuer auflegen mußte. — Er frage die Landstände von Kassel, ob jene Arbeitmenschen, die von ihnen nur Reisegeld verlangten, um jenseits des Meeres durch ihre Arbeit den Hunger zu stillen, durch Müssiggang verarmt? Er lese die Verhandlungen der Landstände von Würtemberg, die den Armen die Ehe verbieten wollten, die des Menschen Leiden vermindern zu können glaubten, indem sie ihm versagten, je Vater zu sein. — Du sollst unfruchtbar sein! das war der Fluch der Alten, und diesen Fluch glaubt man herabschwören zu müssen, um das Unglück zu vermindern; diesen Fluch glaubt man Tausenden aus Mitleiden zuschleudern zu müssen. Es ist furchtbar. — Aber Ihr wollt nicht glauben. Gehet nach Thüringen, und in der Hütte des Arbeiters findet Ihr als stäten Gast den Hunger. Geht nach Schlesien, das Land so reich an Allem, und Ihr findet, den Mangel an der Tafel jedes Arbeiters sitzend. In Posen, in den kleinen Nordstaaten Deutschlands, überall ist er bei der Menge, bei der arbeiten-

den Menge, zu Hause. In Hannover könnt ihr ganze Dorfschaften finden, wohin die nächste Stadt, damit die Bauern nicht verhungerten, — im wahren gräßlichen Sinne des Wortes, — ihnen den Allmosen täglicher Brodsuppen schicken mußten, wo der Bauer das Futter seines Viehs zu seiner Mahlzeit, wo er den Stall seines Nachbars zu seiner Wohnung macht. —

«Das ist zu arg, das ist nicht wahr; wir haben das Land durchreist, und Nichts von All diesem gesehen.» — So werden Viele antworten, und ich will glauben, daß sie nicht Alle absichtlich lügen. Aber was nennt Ihr ein Land durchreisen? Ein wohlbepackter, sehr bequemer Wagen, Postpferde, und eine goldschwere Börse führen Euch nicht in die Hütte des Unglücks. Von Hauptstadt zu Hauptstadt eilend, sieht man hier nur den Luxus, den Ueberfluß der Schmarotzerpflanzen der Menschheit. Man besucht die namhaften Leute, man geht in's Theater, auf Bälle, Conzerte, in Abendgesellschaften, wird zu Tisch gebeten, macht nebenbei Bekanntschaft mit den Pfützen des Lasters, kauft mitunter das Gift der Lust, und eilt dann so schnell als möglich wieder nach Hause. Auch in diesem, jenem Dorfe steigt man ab, und siehe da! selbst hier findet man eine fürstlich besetzte Tafel, wenn man sie zu zahlen im Stande. — Die Reise ist vollendet, und man hat das Land bereist, und Alles in der besten Ordnung, allwärts Ueberfluß gefunden. Ist das zu verwundern? —

Ich habe die meisten Landestheile, von welchen ich eben sprach, zu Fuß durchlaufen, ich habe mit Bauern und Arbeitern gesprochen, ich habe ihr Unglück, ihren Mangel gesehen. Aber wer mir nicht glauben will, der bedenke die Wohlthaten des Königs von Preußen, die in allen Zeitungen stehen, so oft er eine Gemeinde, eine Landschaft in seiner allerhöchsten Milde nicht verhungern lassen will; der leugne jene Mitleidrufe aus München, die durch alle Zeitungen widerhallen, er leugne jene Verhandlungen der hessischen und würtembergischen Kammern, die die besten unumstößlichsten Commentare zu den befohlnen Phrasen von dem Wohlstande, dem Glücke des Landes sind. —

Das Mißbehagen der Menschheit, der Stoff der Revolution, liegt tiefer als in der Form einer Regierung. So lange die Propaganda des Unglücks sich an die große Mehrzahl der Bürger richten kann, ist kein bleibender Zustand möglich. —

Die Form einer Regierung kann schon sehr viel; und die gegenwärtige muß fallen, ehe ein Fortschritt zur allgemeinen Wohlfahrt der Menschheit gemacht werden kann; denn sie ist eben die Vertreterin des Ueberflusses an der Seite der Noth. — Ein Fürst, der Millionen verbraucht; der zehnmal mehr Millionen an seine Auserwählten, die er seine Beamten nennt, von Rechtswegen verschenken darf; der zu seiner Aufrechthaltung, zum Schutze seines Systems abermals Millionen und Millionen nothwendig hat, wird ewig von dem Schweiße und der Arbeit der Menge leben müssen, und diese muß darben. — Sie leben von dem Herzblute der Menschheit; nur der blasse Schatten des Menschen, der Sklave, kann neben ihnen bestehen. — Die Menschheit oder die Fürsten, das ist die erste große Frage, die die nahe Zukunft entscheiden muß. —

Eine freie Volksverfassung macht sie überflüssig. Die Millionen der Civillisten allein würden unendliches Unglück aussöhnen, den Hunger von vielen Tausenden stillen können. Mit den Fürsten und ihren Civillisten hört auch die Nothwendigkeit eines stehenden Heeres auf; denn ein freies Volk schützt sich selbst, und jene Heere sind nur zum Schutze der Fürsten und ihrer Vorrechte, ihres Unrechts da, sind nur für sie und gegen das Volk nothwendig. Mit ihnen hört die Nothwendigkeit eines unermeßlichen Heeres von Beamten auf, das wieder nur da ist, um das Volk zu bewachen, damit es sich nicht ermanne, und versuche, selbst seine Angelegenheiten zu besorgen. Hunderte von Millionen, die jetzt das an das Staatsschiff, wie der Sklave an die Ruderbank angeschmiedete Volk erarbeiten muß, bleiben dann in seiner Hand.

Ich will nicht von den Urrechten der Menschheit sprechen; denn wir leben in der Zeit der Selbstsucht. Aber die Fürsten sprechen von der Sicherung des materiellen Wohlstandes. Sie, die Millionen verzehren; die Hunderte von Millionen

brauchen, um ihre schwankenden Throne zu stützen; die den Wohlstand einer Welt vergeuden, die Arbeit von Millionen Menschen unfruchtbar machen. — Ein paar Tausend Menschen stehen der Menschheit im Wege, und diese läßt sich von jenen aufhalten. Es ist wunderbar! —

Ich will nicht von den Urrechten der Menschheit sprechen; sonst könnte ich zeigen, wie ihnen das Leben der Bürger nicht höher steht, als ihr Wohl; wie sie mit kaltem Blute sie zernichten; wie sie mit eisernem Fuße sie zertreten; — sonst könnte ich sagen, wie sie den Gedanken und das Wort in Fesseln legen; wie sie den Geist und die Wahrheit leugnen, und den Menschen zum Thiere machen. Aber ich will heute einmal nur von materiellem Wohlstande sprechen, und wie sie selbst Millionen verbrauchen, und wieder mehr denn zehnmal so viel Millionen Aufwand nothwendig machen. —

Alle diese Millionen bleiben im Volke, wenn nur die Form der Regierung geändert würde, wenn das Volk das selbst thäte, was jetzt andere sich anmaßen, für das Volk thun zu müssen. —

«Aber dies ist nicht möglich!» rufen die bezahlten Feinde der Freiheit. Und warum ist es denn nicht möglich? Ist es doch in der Schweiz, in Amerika möglich. Und was thut denn ein Fürst in seinem Lande? Er wählt einen Ministerpräsidenten und etliche Minister, — und zwar stets solche, die durch Elendigkeit sich dieser hohen Stelle würdig gemacht — und läßt diese schalten und walten, und er selbst hält Paraden, geht auf die Jagd, macht eine Reise, geht ins Bad nach Töplitz oder Baden, und verzehrt so seine Civilliste, wenn er nichts Schlimmeres thut. Und sollte das denn so nöthig sein, zum Bestande eines Volkes; sollte es nicht selbst durch seine gewählten Vertreter, die Minister und den Ministerpräsidenten wählen können? — Elendigkeit würde sicher dann nicht den Ausschlag bei der Wahl geben. — Ich denke, es sollte möglich sein, und der Menschenverstand spricht für mich, und die Erfahrung auch. Amerika, die Schweiz. —

Des Versuches aber wäre es immer werth, denn sicher, Schlechteres als das Bestehende wird nicht herauskommen.

«Der Schrecken der Revolution!» — Das ist der gewaltige Popanz, mit dem man das kindische Volk zu Bette jagt. Gegen den Schrecken eines erschreckten Fürsten ist ein Revolutionsschrecken eine wahre Kinderei. Das blutige Schwert eines empörten Volkes ist Gnade und Milde gegen die Gnade eines erschreckten Fürsten, gegen die sinnreichen Qualen eines deutschen Kerkers für sogenannte Hochverräther, die Freunde des Volkes, die Vertheidiger seiner Rechte. — Geht nach Frankreich, wo man auch mit dem Schrecken des Schreckens die enge Seele eines Krämers zittern macht, und fragt nach den Folgen dieses Schreckens, und ihr werdet sehen, daß seit jenen Tagen des Schreckens Millionen Menschen mehr leben, von dem was sie verdienen; daß sie die Frucht ihrer Arbeit selbst verzehren; ihr werdet hören, daß seit jenen Tagen des Schreckens nicht der zehnte Theil des Unglückes mehr in Frankreich ist, das vorher dort die Menschheit zum Aufstande zwang.

Die Form einer Regierung liegt schwer in der Wagschaale des Volkswohls, und eine Aenderung der Form allein wäre vielleicht schon im Stande auf ein halbes Jahrhundert die schweren Wunden, die Jahrtausende der Knechtschaft den Völkern geschlagen, zu heilen; aber sie würden wieder aufbrechen, die halbvernarbten Wunden, wenn nur die Form und nicht auch das Wesen der Regierungen geändert wird. Das Unglück der Menge ist der wuchernde Stoff der Revolution, ist die große Weltpropaganda, die durch alle Völker durchgeht. In Amerika regt sie das Volk auf wie in Europa, und dort wie hier, wird sie dereinst das Bestehende angreifen und zernichten. Das Gemeinwohl ist der Zweck des Staates, und so lange die Menge unglücklich, verfehlt der Staat seinen Zweck, wird er so viele Feinde als Unglückliche haben. Wie aber diesem abhelfen? Das ist die große Frage, die einzige Frage. Die Aenderung der Form der Regierungen, die Herstellung der Herrschaft des Volks, die Vernichtung jener Schmarotzerpflanzen der

Menschheit, die dem gesunden Stamme des Volkes alle Säfte aussaugen — der Menschen, die für Millionen essen — ist der erste, der nothwendigste Schritt. Dann aber im Wesen der Regierung — Gleichheit unter den Menschen herzustellen, das ist die letzte Hand an dem großen Werke der Befreiung, der Beglückung der Menschheit, der Vernichtung der Revolutionspropaganda des Unglücks. Die Regierung muß den Grundsatz der Gleichheit anerkennen, und ihn zu verwirklichen suchen. —

— «Sie wollen uns das Unsrige nehmen, hört Ihrs!» — So ruft ein Feind der Menschheit, und erschreckt abermals mit diesem Worte, die enge Eigensucht unseres Jahrhunderts. Aber ich sage mit La Mennais: «Nicht dadurch, daß man nimmt, was Andern gehört, zerstört man die Knechtschaft; wie sollte dadurch, daß man Arme macht, die Zahl derselben sich vermindern? — Jeder hat das Recht zu erhalten, was er hat, sonst könnte Niemand Etwas besitzen.» —

Aber La Mennais sagt auch: «Jeder hat das Recht durch Arbeit das zu erwerben, was er nicht hat, denn sonst wäre die Armuth ewig.» Das Recht durch Arbeit zu erwerben, und hinlänglich zu erwerben, um als freier Bürger leben zu können, muß die Gleichheit herstellen, so weit sie nöthig, so weit sie ein Glück ist. —

Der Staat muß den Grundsatz: durch Arbeit die Gleichheit herzustellen, als einen seiner Urgrundsätze, als sein Wesen begründend, auf die ehernen Tafeln seiner Gesetze eingraben. Er muß Jedem, der arbeiten will, und der arbeitet, ein hinlängliches Auskommen sichern. Und um dieses zu sichern, muß es Grundsatz des Staates sein, das Nothwendige des Arbeitenden nie anzugreifen, zu besteuern; er muß es für geheiligt gegen jeden Angriff erklären. Das Nothwendige zum Leben eines freien selbstständigen Bürgers muß frei von allen Staatslasten bleiben. Der Ueberfluß allein und zwar in steigendem Maaßstabe vom Mehr immer mehr, darf besteuert werden, und aus ihm müssen die Lasten des Staates bestritten werden.

Aber es gibt, und wird stets eine Menge rüstiger Arbeiter geben, die nicht das Nothwendige zu erarbeiten im Stande sind. Auch sie haben ein Recht durch ihre Arbeit zu erwerben, was sie nicht haben. Sie arbeiten, und wenn ihre Arbeit noch so untergeordnet, sie ist nothwendig für den Staat, sie tragen zu seiner Erhaltung nach Kräften bei, und sie haben das Recht, vom Staate zu fordern, daß er auch für ihre Erhaltung Sorge trage. Sie werden nur dann ihm anhängen, wenn nicht die Propaganda des Hungers sie zu Rebellen macht. Der Staat muß für ihre Erhaltung sorgen, er muß ihnen sichern, was zu ihrem Leben als freie Bürger erforderlich. Ihr Bedürfniß gehört zu den Staatslasten, die aus dem Ueberflusse des Glücklichern bestritten werden müssen. —

Aber diese Klasse von Arbeitern wird dereinst nur sehr klein sein, wenn nicht mehr, wie jetzt, wo alle Lasten auf den Arbeitenden ruhen, dieselbe durch die Staatslasten selbst, um das Hundertfache vermehrt wird. Vielleicht ein paar Millionen im Büdget eines solchen Staates (eine Civilliste) sind in Zukunft im Stande, alles Unglück des Zufalles auszusühnen!

Die Unterstützung des Bedürftigen, die Sicherung des Nothwendigen, die Besteurung des Ueberflusses werden zur Gleichheit im Wesentlichen führen, werden die Freiheit und das Glück Aller sichern; werden die Propaganda des Unglückes, des Hungers vernichten.

Ohne diesen Grundsatz, ohne diese Aenderung im Wesen der Regierungen ist kein Friede, kein Heil möglich. Es wird ewig Sklaven geben, wenn keine Sklaven der Fürsten mehr, Sklaven der Reichen. Und so lange noch ein Sklave in der Welt, hat der Herr des Sklaven nie Ruhe, nie ist er sicher, daß nicht über Nacht der Sklave die Kette sprengt, und ihm am Morgen mit den Ringen das Haupt zerschmettert. Die politische Sklaverei hört mit der Form des Staates, mit der Anerkennung der Volksherrschaft auf; aber die persönliche Sklaverei erst mit der Aenderung des Wesens der Staaten, mit dem Staatsgrundsatze der Besteurung des Ueberflusses in

steigendem Maaßstabe und der Unterstützung des Bedürfnisses, mit der Herstellung der möglichsten Gleichheit.

Wie zu diesem Zustande gelangen? — Der Himmel weiß es, und die Zukunft wird es sehen. Aber Wehe, dreimal Wehe Euch, Ihr Herrscher der Welt, groß und klein, gekrönte und nicht gekrönte, wenn Ihr das Volk zwingt, um dazu zu gelangen, die blutige Sturmfahne der Propaganda des Hungers zu entfalten, auf der geschrieben steht: «Wir haben Nichts zu schaffen, und haben Nichts zu essen.»

Deutschland und Frankreich.

An den Herausgeber des Geächteten.

Erlauben Sie mir, geehrter Freund! in Ihrer Zeitschrift in einer Reihe von Briefen einige der allgemeinern politischen Fragen zu besprechen, den speziellen und besondern Zustand der verschiedenen Theile unseres Vaterlandes werden Sie nebst Ihren andern Freunden genau und besser darzustellen im Stande sein, als mir meine gegenwärtige Lage dies gestattet. — Unterschreiben will ich die Briefe später. Ich glaube die Erfahrung der letzten vier merkwürdigen Jahre hat uns hinlänglich gelehrt, daß die deutschen Patrioten viel zu ehrlich und zu offen, ihre Brust einem meist immer verborgen gebliebenen und, mit Ausnahme einiges von der öffentlichen Meinung gebrantmarkten Gesindels, aus dem Hinterhalte Streiche auf sie führenden Feinde darboten.

Einer der wichtigsten Gegenstände, über welchen eine in Paris erscheinende deutsche Zeitschrift mit ihren Lesern vorzüglich in Deutschland sich verständigen muß, ist ohne Zweifel das Verhältniß, in welchem sie zu ihrer nächsten Umgebung sich denkt, und der Gesichtspunkt, unter welchem sie die nothwendig gegebene Wechselwirkung zwischen dem Vaterlande und demjenigen Orte, von wo aus sie auf Deutschland einwirken will, betrachtet. Sie wissen, daß man so ziemlich

allgemein in Deutschland jeden Patrioten oder Schriftsteller als, wenn nicht ein Werkzeug der französchen Propaganda, doch als nothwendig ihrem Einflusse anheimgefallen ansieht. Diese Meinung theilen gewöhnlich die Anhänger der reaktionären, wie die der liberalen Partei; und die Letztern sehen seit etlichen Jahren nicht einmal mehr, so wie wohl früher, mit irgend einer Hoffnung auf die Ansiedelung eines bedeutenden Patrioten in Paris; oft sogar mit Unzufriedenheit.

Es ist doch seltsam die Umwandelung, welche in der öffentlichen Meinung aller Parteien in Deutschland seit der Julirevolution in Bezug auf Frankreich vorgegangen ist. Mir scheint, daß die jetzt ziemlich allgemeine Abneigung gegen dies Land und Volk eben so grundlos und schädlich ist, als die Hoffnung, der Enthusiasmus und das Vertrauen übertrieben waren, mit denen man der sogenannten Bürgermonarchie zujauchzte. — Daß man jetzt auf falschem Wege sei, sollte man eigentlich schon daraus erkennen, daß man hier den Feinden des Volksfortschreitens begegnet, und sie auf eine sehr schlaue Weise die Früchte dieser Mißstimmung ärndten sieht; und daß in eben dem fortschreitenden Verhältnisse der Druck so wie die Anmaßung und der Uebermuth aller Regierenden bis zu den Polizeiknechten hinunter sich steigern, je weiter sich der Riß zwischen dem französischen und dem deutschen Volke gestaltet. Untersucht man dagegen die Details jener speziellen deutschen Aufstände von 1830 und 1831, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Resultate derselben mit den direkten Bemühungen der einzelnen Einwohnerschaften in einem Mißverhältnisse stehen, wie sie kaum die Geschichte jemals ähnlich so zeigt, so oft auch die außerordentlichsten Dinge mit sehr kleinen Mitteln und auf sehr kleine Veranlassungen hin ins Leben traten. Es ist allerdings kein Wunder, wenn Fürsten und Minister sich jetzt ihrer damaligen Furcht und der Concessionen schämen, die sie an manchen Orten sogar, wie z. B. in Sachsen, dem Volke gewissermaßen schnelle hingeworfen haben, als sie ihnen mit Klarheit und Festigkeit abgefordert wurden. Die Furcht wurzelte einzig und allein in der außer-

ordentlichen Sympathie, die für Frankreich überall sich aussprach, welche sogar den Soldaten nach dieser Richtung hin so demoralisirte, daß er kaum dem französischen irgend einen bedeutenden Widerstand entgegengesetzt hätte; so daß in ihren Augen ein französisches Bajonett auf sie hin eine Stoßkraft von Hunderten führen zu können schien. Auf der andern Seite ist offenbar, daß in der Zeit, bis zum Falle von Warschau unendlich viel mehr von unserm Volke hätte errungen und geleistet werden können, wenn man nicht mit zu blinder Zuversicht der Fortdauer dieser Furcht und Alles von Frankreich her erwartet hätte; wenn man nicht nur Muth gezeigt hätte, so lange diese Verhältnisse dauerten; wenn man nicht endlich vor der Masse beschränkter aber ehrlicher Leute durch das zu deutliche Aussprechen seiner Hoffnung auf Frankreich den Reaktionären eine je länger je schärfer werdende Waffe gegen die deutsche Freiheit in die Hand gegeben hätte, daß man ihnen Vorwand zu der Anklage lieh, der Liberalismus stehe im Solde Frankreichs zur Wiederherstellung der ehemaligen französischen Herrschaft. Es ist bekannt, wie sogar einige der kräftigsten und heldenmüthigsten Patrioten aus dem Verkennen der Verhältnisse diese Ansicht unterstützten; daß Wirth in seinen bekannten Anklagen sich auf eine der Volkssache sehr schädliche Weise täuschte, hätte er schon aus den heuchlerischen Lobartikeln des Berliner offiziellen Korrespondenten der allgemeinen Zeitung, so wie der preußischen Staatszeitung selbst, erkennen sollen.

Wie überall die verschiedenen zufälligen Erscheinungen der Art benutzt werden, um die Spaltung zwischen deutschen und französischen Volksfreunden immer größer zu machen; wie man auf eine schlaue fast teuflische Weise den nationellen Patriotismus beider an seiner empfindlichsten Seite berührt, davon will ich Ihnen ein Beispiel erzählen. Es war wenige Wochen nach meiner Ankunft hier in Paris, daß ein Freund mich auf die Vorlesungen des Professors Marcel Girardin über die neueste deutsche Geschichte aufmerksam machte. Die Lobeserhebungen Preußens und sogar Oestreichs konnten

bei einem Manne, welcher einer der Hauptredakteurs des Journal des Debats, jenem Hauptorgane der Ancillon-Guizotschen Cotterie, die sich über den Rhein herüber seit lange schon die Hände reicht, durchaus nicht befremden. Zwei Dinge aber frappirten mich ganz besonders. Das Eine war die Behauptung, die liberale Partei in Deutschland sei eigentlich die Partei des moyen-âge, und es herrsche auf den Landtagen der süddeutschen Staaten jener unaufgeklärte Liberalismus, der ein paar hundert Jahre ungeschehen machen wolle. Ich lachte anfangs herzlich darüber, in der Voraussetzung, daß der Franzose Etwas von Burschenschaft, von deutschen Recken, davon, daß viele Zöglinge der Burschenschaft überall in den ersten Reihen der freisinnigen Schriftsteller und Deputirten ständen gehört, und sich aus dem Studentenrocke des Deputirten einen Reichstag des Mittelalters zusammen gesetzt habe. Aber ich kam bald von der Annahme dieser unschuldigen Veranlassung zurück, als ich den Professor kurz darauf seine Zuhörer besonders darum vor diesen mittelalterlichen Liberalen warnen hörte, weil sie eigentlich weiter nichts wollten, als dem französischen Staate Elsaß und Lothringen wieder abnehmen. Dem Blödesten müssen über die eigentliche Tendenz solchen Wirkens die Augen aufgehen, wenn er die Ancillonisten und Konsorten in Deutschland beständig schreien hört, die französischen Liberalen begehrten nach Nichts, als nach der Rheingränze, und wo möglich nach dem Rheinbunde, um die süddeutschen Staaten wieder wie Napoleon zu beherrschen.

Lassen Sie mich gleich hier diesen allerdings sehr oft erkennbaren Wunsch fast der Majorität der Franzosen in allen Ständen besprechen. Man hört für denselben nach der Stellung und den Kenntnissen der verschiedenen Personen, die verschiedenartigsten Gründe angeben. Meist den strategischen von der Nothwendigkeit einer solchen Vertheidigungsgränze. Man kann nicht umhin, ihnen alsdann recht zu geben, sobald davon die Rede ist, daß beide Länder auf dem bisherigen, Jahrhunderte lang schon dauernden feindseligen

qui vive! einander gegenüber stehen, wenn man nicht von ihnen verlangen wollte, eine Deputation nach Berlin zu schicken, um Herrn von Raumers vorgeschlagene Gebirgsgränze der Vogesen und Ardennen anzunehmen, und wo möglich dem preußischen Hof mit Straßburg und dessen Dependenzien ein Geschenk zu machen. Es ist auch ganz offenbar, daß, wenn die Regierungsverhältnisse beider Länder sich nicht ändern, und in beiden monarchische Kabinette gegenüber bleiben, es über kurz oder lang zu einem entscheidenden Kriege über diese Gränzverhältnisse kommen muß. Ein anderer Grund, der allerdings aus der naiven Unwissenheit mancher Franzosen hervorgeht, ist eine sehr eigenthümliche historische Ansicht. In meinen desfalsigen mannigfaltigen Unterhaltungen über diesen Gegenstand mit Franzosen verschiedenartigster Bildung stieß ich einigemale auf die Aeußerung: Aachen gebühre darum schon den Franzosen, weil es die Residenz ihres Kaisers Karls des Großen, seines französischen Reichs gewesen sei. Man hörte mir mit großer Verwunderung zu, wenn ich ihnen berichtete, daß wir ebenfalls Karl den Großen für unsern Kaiser und für den Stifter des deutschen Reiches hielten, und es wollte mir bei diesen nicht ganz gelingen, ihnen daraus grade mit zu beweisen, daß wir uns eben darum recht herzlich lieben und vertragen müßten, weil wir unsere Nationalgeschichte von einem gemeinsamen Stifter ableiten, Beide gleichen Antheil an der Ehre eines so großen Mannes haben wollten, die Lieder unseres und des französischen Volkes gleicherweise ihren erhabensten Stoff von der Kaiserburg zu Aachen, die leider freilich jetzt eine preußische sei, herbeiholten. Aber diese beiden angeführten Gründe, so großen Antheil sie an dem Wunsche nach der Rheingränze haben, sind nicht die eigentlichen mächtigsten und wesentlichsten Hebel desselben, sondern es ist hauptsächlich der Heißhunger nach Auswischung der Nationalschmach, die in dem letzten Kriege von 1814, besonders durch die Schlacht von Waterloo, durch die preußische Aufführung in Frankreich und die Heuhaufen der Kosacken um die Vendomsäule, der Nationalehre zugefügt worden ist; und bei deren Andenken das Herz jedes Franzosen

blutet. Er glaubt jetzt nur in einem so sichtbaren Zeichen von wieder davongetragenen Siegen, als die Vermehrung des Landes nach der Ostgränze hin ist, dieser verletzten Nationalehre hinlängliche Genugthuung verschafft zu sehen. Wollten wir an sich, weil diese Genugthuung auf Kosten des zufälligen Nachbaren gefordert würde, dieser Gesinnung die Achtung des Ehrenwerthen, was sie hat, versagen; so wären wir nicht werth, überhaupt in der Geschichte von großartigen Volksgesinnungen zu lesen. — Aber ich sagte absichtlich, der Franzose glaubte nur jetzt darin diese Genugthuung zu sehen. Geben Sie ihm irgend eine Gelegenheit, auf eine eklatante und dauernde Weise seinen Nationalruhm, und besonders seine Unabhängigkeit vor den Völkern Europas glänzend herauszustellen; so mögte ihm hiernach die Rheingränze noch kaum Etwas gelten. Eine solche Gelegenheit schien ihm die Julirevolution gewesen zu sein, und es ist eine unbestreitbare Thatsache; daß in der Zeit, wo er noch die Ansicht von der Festhaltung an ihren ausgesprochenen Grundsätzen und das Vertrauen in die Dauer derselben hatte, das Volk selbst nicht im Mindesten an die gewaltsame Vermehrung seines Gebietes dachte, und damals der Wiederaufbau von Hüningen etwa als ein kräftiges Zeichen der Wiedererlangung vollständiger Unabhängigkeit ihn ganz und gar zufrieden gestellt haben würde. Sprachen einzelne Redner in anderm Sinne, so geschah es theils von Seiten der nachmals als so schwach erkannten alten napoleonischen Partei, theils aus, wie sich ebenfalls zum Schaden der Redner später erwieß, falscher Berechnung zur Gewinnung von Popularität, bei der bekanntlich unter der Restauration angewandte Mittel fehl schlugen. Mit der Herabwürdigung der Julirevolution in Folge des Buhlens um die Gunst der nordischen Mächte kleidete sich der mit der ganzen alten Stärke erwachte Wunsch wieder in dieselbe Formel. Wenn man daher allso auch heute bei Unterhaltungen über diese Frage den Franzosen gegenüber einen schwerern Stand hat, als früher, so ist man doch durchaus mit ihnen am Ende dieser Frage, sobald man annimmt, daß Deutschland in einer rein volksthümlichen Verfassung in Folge

großer, allgemeiner und glänzender Ereignisse, an welchen Frankreich natürlich ein bedeutender Antheil gar nicht entgehen könne, alle jene Elemente aus sich herausgeschieden habe, welche irgend einen Anlaß zu feindseligen Stellungen beider Länder geben könnten. Der Franzose von nur einigem gesundem Verstande gibt sogleich zu, wie es der Deutsche mit seiner großen Gelehrsamkeit einzusehen Mühe hat, daß ein Volk als solches unter keinen Umständen Interesse haben kann, einem andern Volke wehe zu thun, so wie es ihm ganz gleich sein kann, wenn er nur in einem Lande lebt, das groß genug ist, um allen Bedingungen des Staats- und gesellschaftlichen Lebens zu genügen, ob seine Gränzen zehn Meilen weiter gehen oder nicht, zumal kein Volk wiederum ein Interesse haben kann, den Allen vortheilhaften Verkehr mit andern Völkern zu erschweren; daß somit, wo von Angriffen nicht die Rede ist, die Frage von Vertheidigungsgränzen von selbst wegfällt. Somit steht allso grade umgekehrt das erfolgreiche Bemühen des deutschen Volkes, sich eine einheitliche volksthümliche Verfassung zu verschaffen, statt eine Gefahr von Aussen herbeizuziehen, mit der Entfernung derselben in nächster Verbindung, und nur die Oberhand der aristokratischen und reaktionären Partei würde diese Gränzkriege unvermeidlich machen. Wie dieselbe Ansicht, diejenige der eigentlich französischen radikalen Partei sei, welche eben nach dieser Auseinandersetzung im Volke selbst den größten Anklang finden würde, wird sich späterhin zu berühren Gelegenheit finden.

So viel Scheingründe zur Verdächtigung der Absichten des französischen Liberalismus in Bezug auf Deutschland vorhanden gewesen sein mögen, so unerklärlich war mir jene französische Meinung, von der Beschuldigung gegen den deutschen Liberalismus, und jener angeblich projektirten Zurücknahme des Elsasses und Lothringen. Ich glaubte die in unserm Vaterlande in den letzten vier Jahren geäußerten Ansichten und Meinungen ziemlich genau zu kennen, und konnte mich keines Volksfreundes erinnern, der so toll gewesen wäre, in einem Augenblicke, wo ihm selbst der Strick und das Gefängniß in seinem eignen

Lande drohte, an auswärtige Eroberungen zu denken. Ich stritt heftig gegen mehrere Franzosen, daß irgend ein denkbarer Grund für einen solchen Einfall aufgefunden werden könnte, bis endlich, ich glaube es war in einer Abendgesellschaft bei Börne, mir ein Deutscher sagte, daß Arndt wirklich in einer vor etwa zwei Jahren erschienenen Broschüre in dieser Weise gesprochen habe. Arndt! An den hatte ich freilich nicht gedacht. Wie aber der Franzose bei seiner außerordentlichen Kenntniß der deutschen Angelegenheiten, die er sonst bewies, zu einer Broschüre, die ich selbst niemals gesehen hatte, gekommen war, wenn nicht auf den, bekanntlich vortrefflich eingerichteten Postkursen zwischen Berlin und Paris, blieb mir natürlich ein Räthsel. Darin freilich schien mir der Franzose leicht zu entschuldigen, wenn er die Schreib- und Denkweise des Herrn Arndt aus dem Mittelalter datirt hatte.

Ich hatte in meinen damaligen Beschäftigungen diese Sache bald wieder vergessen, als vor etwa zwei Monaten die allgemeine Zeitung Auszüge aus einer neuen arndtischen Broschüre, mit Bemerkungen eines hannöverschen Zeitungsschreibers brachte, in denen beide Herren sich nicht mehr mit Elsaß und Lothringen begnügen, sondern auch noch den Sündenbock der neuern Zeit, auf den besonders in Deutschland Alles loszuschlagen gewöhnt ist, das Königreich Belgien, für Deutschland verlangen, oder vielmehr dies widerspenstige Land unter die Zuchtruthe des deutschen Bundes und des Herrn von Kamptz bringen wollen. Hier tritt nun eine neue Partei auf den Kampfplatz, die mir den Deutschen gefährlicher scheint, weil man nicht von ihr sagen kann, daß sie schlecht, sondern nur, daß sie dumm sei. Gegen Schlechtigkeit wahrt sich die ehrliche Natur des Deutschen eher als gegen Dummheiten ehrlicher Leute. — Diese zu sehr vielen Erörterungen Gelegenheit gebende Aufsätze zu besprechen, ist der eigentliche Zweck meiner Schreiben, zu denen dieses erste, ebenfalls nach deutscher Weise, nur die Einleitung geworden ist.

S.

Der Flüchtling.

Du fragst mich Fremdling! warum ich traure; warum ich auf den stillen Fluren einsam wandle, warum das Auge trüb von Weinen, warum der Blick stets in die Ferne, wo die grauen Berge in dem Nebel ragen hingerichtet, als läge da der Freund begraben? — warum so blaß und hager meine Wangen, die der Thränen bitterer Quell benetzt, und den Kummer meines Herzens zeigen, als hätte ein Weib die Treue mir gebrochen? — warum ich seufze so tief und schwer aus dem gepreßten Busen nach jenen Eichen, die dort in weiter Ferne trauernd grünen als ob die Liebe unter ihnen ich gelassen; — warum das Haupt gesenkt, ich finster auf den Boden starre, als läse ich mit blutiger Schrift Entsetzen in dem Staub geschrieben? — Du fragst: wohin so spät ich wandere, ohne nach dem Thurme umzuschauen, von dem die Abendglocke in ernsten Tönen mahnend mich zur Rückkehr ruft? Ach! sie ruft mir nicht, kein heimathlich Obdach mahnt den Flüchtling bei einbrechender Nacht zurückzukehren. Kein treuer Freund, der mit Liebe des Freundes harrte, kein Bruder, keine Schwester, kein Vater, die mit besorgtem Herzen seiner warteten in stürmischer Nacht, öffnen ihm die Thüre. Er irrt in fremdem Lande heimathlos umher. Nicht stärket ihn der erquickende Wohlgeruch von tausend Blumen, die hier um ihn blühen; der Freude Jubel stillt nicht seine heißen Thränen; ihm lachet nicht die Flur; das stille Thal, der düstere Hain hört seine Klagen nur. — Die kühlen Lüfte des fremden Lan-

des röthen nimmer seine blassen Wangen; der Pappeln süßes Flüstern ist nicht das feierliche Rauschen der Eichen seines Vaterlandes; und die muntern Augen eurer Töchter sind nicht die Liebeblicke der Jungfrau seiner Heimath.

Siehe, dort wo die weiße Straße endet, fängt die Gränze meines Vaterlandes an! Tod ist es drin und stille, und der Geist der Finsterniß in rothem Purpurkleide mit den Fesseln und dem Beile, wandelt grausenhaft einher. Erschrocken sucht die Nachtigall das stille Nest des Weibchens, und ihr melodischer Gesang verstummt. Die Lerche steigt nicht mehr zum Himmel auf, den Schöpfer in frohem Liede zu preisen, und die Vögel der Nacht, aufgeschreckt in ihrer schauerlichen Einsamkeit, flattern umher bei lichtem Tage.

Fremdling frage nicht warum ich traure! Schaue hin auf die herrlichen Fluren, reich beladen mit Früchten jeglicher Art, um zu vergüten die Mühe und den Schweiß ihrer Bebauer, und du wirst gewahren den Landmann mit Thränen im Auge, von Kummer gebeugt, wie er freudenlos überschauet sein blühendes Glück; denn mit Sorgen mißt er den Segen der Natur und seiner Hände Müh', und Ach! er findet kaum hinreichend, um die Last der Steuern zu entrichten; ihm bleibt nicht, um den Hunger seiner Kinder zu stillen. — Fremdling frage nicht, warum ich traure! Schaue auf die Dörfer und Landhäuser die sich einst regten und rührten in munterer Geschäftigkeit, wo Scherze, Lachen und Freude die heitere Jugend am Abende unter jener alten Linde versammelten; wo die jungen Männer und Frauen vor ihren Häusern, sitzend in traulichem Kreise, an der kühlen Abendluft sich labien nach der mühsamen Arbeit des Tages, und aufmerksam anhörten die Erzählungen der Alten von vergangenen Zeiten. Wie anders ist dies Alles heute! Die alte Linde steht verlassen, einsam; tod ist es und stille; und um die verschlossenen Thüren schleichet im Dämmerlicht ein verdächtiger Lauscher. Fremdling frage nicht, warum ich traure! Schaue auf die Städte, die ausgebreitet vor Dir liegen; einst so mächtig und groß, bestimmt von der Vorsehung zum Sitze der Gerechtigkeit, der Kunst und Wissen-

schaft, zur Beförderung des Handels und der Gewerbe. In den Tempeln, wo Recht und Gerechtigkeit thronen sollen, herrscht fürstliche Willkühr; in dem Sitze der Musen, wo der Freiheit Lied erschallen sollte, hauset der rohe Kriegsknecht, spottend der Denkmahle des Alterthums, die mit ängstlicher Sorge aus dem Schooße der Erde ihrer Verwesung entrissen wurden. Kunst und Wissenschaft athmen modernde Kerkerluft; die Werkstädte steht verödet, und an den Pforten der menschenleeren Gassen weilt der blasse Zöllner mit der eisernen Stachel. Fremdling frage nicht weiter, es sind die Leiden meiner Heimath, um die ich traure.

O! Vaterland! wo ich wandle, wo ich weile, überall — überall folgt mir dein trauernder Schatten, angethan mit dem Sterbekleide! Eile ich von meiner einsamen Stube zu dem geschäftigen Leben des Marktes; dann sehe ich dich von Gram gebeugt vor mir einherschreiten. Suche ich Linderung meines Kummers in der freien Natur; dann folgt mir deine bleiche Gestalt in das schauerliche Dämmerlicht der Wälder. Fliehe ich zu der andachtvollen Wohnung des Allmächtigen, der deine Klagen hört und deine Leiden zählt, um fromme Gelübde dir zu weihen; dann sehe ich dein trauerndes Bild vor dem Hochaltare weilen, mir ertönt dein Hülferuf in dem ernsten Gesange der Hymnen und Psalmen, und der Gedanke an dein Unglück scheucht mich weg von der Schwelle des Tempels. Fremdling frage nicht, warum ich traure! Ach! vielleicht wird der trauernde Schatten meines Vaterlandes noch lange mir folgen vielleicht mich begleiten weit über Meere und Länder, und an dem Hügel meines Grabes stille stehen. — Doch Nein! — Ich sehe dich wieder, du Land der Liebe, der Tugend, du Land des Unglücks. Ich sah die Fahne der Befreiung einst hoch über Deutschland wehen; ich sehe sie im Geiste wieder flackern, wie ich zum Bundeszeichen auf der Brust sie trage. Aus schwarzer Nacht, wird sie durch Blut — durch unser Blut — im Golde des Morgenroths erstehen.

Hallauer, Advokat.

Deutsche Oertlichkeiten.

Juli. August.

Kassel. Ende Juli. — Landständische Verhandlungen. — In welchem Jahrhundert war es doch, daß in Paris, in Brüssel, in Kassel, in Dresden, in Braunschweig, in Warschau ꝛc. ꝛc. das Volk aufstand, und sagte: «Wir haben Rechte, und sind Menschen und Männer, und wollen nicht als Sklaven behandelt sein?» — Es muß unendlich lange her sein, daß die Völker einmal einen solchen Gedanken hatten, ihn aussprachen, und ihn verwirklichten, weil sie nur einen Augenblick den Willen hatten. Es muß unendlich lange her sein, denn Fürsten und Völker haben es vergessen. Oder sollten Beide nur so thun? —

Es wird eine Zeit kommen, wo Völker und Fürsten hell sehen, und dann werden sie wissen, daß von dem Jahr 1830 bis zum Jahr 183— nur etliche Jahre her sind.

Nach der Kasseler Revolution forderten das Volk und die Stände eine Bürgerbewaffnung, und noch im Jahre 1832 machten die letztern ein Gesetz über die Bürgergarde, und der Kurprinz mußte dem Volke die Waffe in die Hand geben. Es mag ihn viel gekostet haben, ehe er sich dazu entschloß, aber er entschloß sich dazu. Eine Bürgergarde ist eine sehr unbequeme Sache, man muß sich in Acht nehmen, und kann nicht mehr nach Herzenslust regieren. Der gute Kurprinz, und die Frau Lieutenantin Lehmann möchten aber gerne die braven Hessen wie vor Zeiten der Herr Kurfürst und sein Herr Vater hochseeligen Andenkens regieren, und da wurde berathen, wie man sich der lästigen Bürgergarde entledigen sollte. Man fragte, man holte guten Rath ein, aber noch war es nicht an der Zeit die Bürgergarde

ganz und gar aufzulösen. „Ich kenne Etwas von militairischem Regiment,“ sagte die Frau Lieutenantin, „wie wär's, wenn wir die Bürgergarde unter das Kriegsministerium stellten, etwa wie die in Frankfurt unter einen östreichischen oder preußischen General?“ — „Führwahr, das würde helfen,“ antwortete einstimmig der Staatsrath. „Etwas militairische Disciplin, etwas Subordination, eine kleine Säuberung der Bürgergarde, würde sie bald zu grade so guten Soldaten machen, wie andere hessische Soldaten, und dann wäre Alles in Ordnung.“ — So dachte der Staatsrath, und die Frau Lieutenantin setzte noch hinzu: „Nicht Alles ist damit in Ordnung. Die Offiziere müssen angestellte, besoldete, lebenslängliche Offiziere sein, die von Niemanden abhängen, als von uns. Wir bezahlen sie, damit wir mit ihnen, und durch sie mit der Bürgergarde machen können was wir wollen. Ich weiß abermals aus Erfahrung, daß ein angestellter, besoldeter, lebenslänglicher Offizier, wenn er nicht aus der Art schlägt, keinen höhern Befehl kennt, als den des Zahlmeisters.“

Wer kann Etwas gegen diese schlagende Gründe sagen? Und überdies einige hundert Beamten mehr; welch ein Glück für einen deutschen Staat, oder, was eben so viel sagen will, für einen deutschen Fürsten und Kurprinz! — Es wurde beschlossen, diesen Antrag in der Ständekammer zu machen, und ein Ständemitglied — sein Name werde vergessen! — lieh ihm, oder vielleicht besser gesagt, verkaufte ihm seine Stimme. Die hessischen Stände aber sind noch immer nicht so, wie sie ein Fürst wünschen kann, und haben noch keine ewige Civilliste bewilligt. Sie verwarfen den Antrag, der die Bürgergarden zu Fürstenknechten machen sollte, wie leider die Soldaten Deutschlands solche sind. Nur eine freie, unabhängige Bürgerwehr kann die Bürger selbst gegen Unterdrückung schützen, eine abhängige, die unter einem Kriegsministerium steht, die bezahlte Offiziere hat, ist anstatt ein Schutz gegen Unrecht und Gewalt zu sein, ein Glied mehr in der großen Kette, mit der man das Volk gefesselt hält. —

— Verwahrung der Landstände wegen der ihnen angewiesenen Stellung bei dem Feste zur Grundsteinlegung des neuen Ständehauses. — Die Fürsten lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ihre Feindschaft gegen alles Volksthümliche und ihren Haß gegen das Volk selbst zu zeigen; und doch gibt es noch Deutsche, die an den guten Willen der Fürsten glauben. Bei dem Feste zur Grundsteinlegung des neuen Ständehauses wurden die Stände selbst hintenangestellt, und die guten Stände wußten andern Tages nichts Eiligeres zu thun, als gegen diese Stellung zu protestiren. Ob sie wohl allmählig merken, wo man hinaus will? — Als

die Frankfurter Beschlüsse sie gleichsam aus dem Ständehause selbst jagten, als diese ihre heiligsten Rechte zernichteten, da sprach nicht Einer ein Wort. — Sie protestiren gegen ihre Stellung bei einem Feste, bei einer Zeremonie, bedeutungslos und ohne Folge, und als es ihr Heiligstes galt, da schwiegen sie. — Sie mögen nicht hintenanstehen. Sie haben recht. — Wer von dem ihn drückenden Schuh Hühneraugen bekommen hat, springt hoch auf, wenn man zufällig das Hühnerauge berührt. Eine Tracht Prügel ist lange nicht so empfindlich. —

Kassel, den 1sten August. — Das Militairbüdget. Apell an den Bundestag. Die Landstände in Kassel fanden, daß die Summe von 621,042 Thaler zur Unterhaltung des Militairs für das kleine Kurfürstenthum um 68,000 und etliche Thaler zu groß sei. Es ist sehr unrecht den ministeriellen Rechenmeistern in Kassel einen so groben Strich durch die Rechnung zu machen. Aber die Kasseler Landstände sind nun einmal so, und sie behaupten, die Rechnung sei ohne den Wirth, das Volk, gemacht. »68,000 Thaler mehr oder weniger, ist ja nicht des Redens werth;« ruft der Minister von Heßberg, und der Obrist Schmidt schreit über Ungerechtigkeit. »Man könne allenfalls am Civilbüdget abziehen, sie hätten Nichts dagegen, aber an das Heiligthum eines Militairbüdgets dürfe man nicht rühren;« — und dabei schlug der Herr Obrist an seinen Sabel. — Aber die Hessen sind brav, und sahen einmal einen Fürsten und seine Soldaten vor dem Volke erbleichen. Das ist ein böses Beispiel. Herr Baumbach III. sagte: »Nur ruhig, wir werden auch an's Civilbüdget kommen,« und dachte vielleicht, dereinst auch an die Civilliste; aber das sagte er noch nicht. Aber er sagte: »das Volk ist arm, die Steuern sind zu hoch, und Männer von Besitz sind nicht mehr im Stande sie aufzutreiben. Wir streichen die 68,000 Thaler.« Und die Kammer dachte wie er. Da erhoben sich der Minister von Heßberg und der Herr Obrist Schmidt, und sie erklärten; daß sie eine höhere Behörde als die der Vertreter des Volkes kennten, und daß sie an diese höhere Behörde, den deutschen Bundestag, appelliren würden. Das ist die erste thatsächliche Interpretation der Bundesbeschlüsse von 1832. Ich muß gestehen, ich freue mich innig, daß schon 1834 diese Bundesbeschlüsse den Hessen klar gemacht werden müssen. 1832 hätte eine kräftige Protestation vielleicht helfen können. Jetzt ist eine schriftliche zu spät, und es muß eine thatsächliche erfolgen, wenn die Hessen nicht ihr letztes Bischen Recht aufgeben wollen. Nur tapfer gehalten, Ihr braven Hessen! es rührt sich kein Arm gegen Euch, wenn Ihr den Muth zeigt, den, der Euer Recht, Eure vom Fürsten beschworne Konstitution angreifen will, wie es dem freien Manne gebührt, zurückzuweisen.

— Aber ist es nicht artig, wenn ein Fürst und seine Minister, weil das Volk die Steuern nicht mehr erschwingen kann, seines Nachbars Soldaten ins Land rufen will! und das ist das Ende jener Appellation an eine höhere Behörde, wenn die Hessen nicht mehr zahlen wollen und können. In jedem Gesetzbuche steht Todesstrafe auf das Verbrechen, wenn Jemand die Kriegsmacht eines auswärtigen Fürsten ins Land ruft. Nur ein Fürst hat dieses Recht, sein Volk den Bajonetten eines anderen Fürsten zu überliefern. Aber nehmt Euch in Acht, Ihr Herren! ein König büßte das Vorrecht auf der Guillotine, und ein empörtes Volk sprach sein Urtheil von Rechtswegen, und nicht von Vorrechtswegen. Das Schauspiel, welches in Hessen aufgeführt wird, wäre lustig genug, wenn nicht am Ende das Blut und die Arbeit eines Volkes, wie bei allen Fragen zwischen Fürsten und Volk, auf dem Spiele ständen. Es wäre eine lustige Farce. Die Wölfe schaaren sich, und wenn die Hüter eines Volkes — der Schafe gibt es leider viele in Deutschland, in Hessen aber gibt es auch viele Stiere, und die stellen sich in einen Kreis, wenn die Wölfe kommen, und schleudern sie in die Lüfte, wenn sie anzugreifen wagen — sie abwehren wollen; dann laden sie diese vor das Gericht der Wölfe, und dort soll ihnen Recht gesprochen werden. — Die Wolfsjagd aber ist eine lustige Jagd, wenn das Volk sie hetzt, und die Schützen ihnen allwärts die offne Mündung entgegenbieten. — Nur der vereinzelte Wanderer ist der Wölfe Beute. Haltet zusammen, ihr braven Hessen! — Sie thun Euch nichts, wenn Ihrs nicht wollt; wenn Ihr zeigt, daß Ihr keine Schafsheerde sind. Nur die zerreissen sie.

— Kassel. — Sitzung vom 5ten August. In der Schule zu Köln, wo ich Latein und sonst Allerlei lernen sollte, herrschte oft ein arger Revolutionsgeist. Die Jungen tanzten auf den Bänken herum, und der Herr Hülfslehrer Hans konnte sie nicht in Ordnung bringen. Da lief er erboßt fort, und klagte beim ganzen Schulrathe, und behauptete: man verweigere ihm, und somit indirekt dem Schulrathe, der Schulkonferenz, der Schulbundestagsversammlung den gebührlichen Gehorsam. Die Herren Konferenzräthe setzten ihre ernstesten Mienen auf, und kamen in die Schule, und donnerten mit ihren bösesten Worten, und gingen wieder; und das Ministerlein Meisterlein glaubte Alles in Ordnung. Aber ich versichere, daß wir vor wie nach dieselben bösen Buben blieben. — Der ganze Schulrath in Kassel kam am 5ten August in die Kammer, und gab den Herren Ständen eine Lektion, und zwar eine derbe, und las ihnen den Text, und hat sie, wie das so Schulbuben gebührt, herabgehunzt, so daß der Herr Präsident Schaumburg fortlief, und Nichts mehr hören wollte. — Aber sind denn die Kasseler Stände Schulbuben, die man

mit einer Schulpönitenz züchtigen kann? — Es muß wohl so sein, denn wie sollte man sie sonst so zu behandeln wagen. Es muß wohl so sein, denn sonst hätten sie die Herren Minister Hals über Kopf zur Thüre hinaus geworfen, oder zum Fenster hinaus, wie einst die Herren Räthe in Prag. Es soll das aber nicht angenehm sein, und man hat nicht vor jeder Ständekammer einen Misthaufen, wie vor dem Rathhause zu Prag, und villeicht ist das die einzige Ursache, warum die Stände in Kassel den Herrn Meisterlein und Konsorten nicht zum Fenster hinaus geworfen haben. — Ich gäbe Etwas darum, wenn einmal ein deutscher Minister irgendwo zum Fenster hinaus geworfen würde; es thäte sicher Wirkung, und fiele er auch nicht sehr hart; sondern nur auf einen Misthaufen. Aber was ist zu machen? Die Zeiten sind sehr schlimm, und die Stände in Frankreich sind gar Verschnittene, Wallachen, Eunucken, wie der Minister Guizot sagt. Was soll man da von den deutschen Ständen verlangen?

Aber beim Himmel, ich wollte lieber ein Wallache gescholten sein, als mich wie ein Schulbube behandeln lassen. Ist man einmal wie ein Schulbube behandelt, so ists geschehen; aber mit dem Eunucken ists anders. Man kann im Falle der Noth einen sprechenden oder die Wände beschreienden Gegenbeweis liefern.

Wie die Schulbuben behandelt werden, und ein Hesse sein, ein blinder Hesse, das reimt sich wahrlich nicht. Die guten Deutschen sind bescheiden, brav und anständig, und wenn ein Minister spricht, so meinen sie, er habe ein Recht so zu sprechen; und denken gar nicht daran, daß diese Kulissenhelden des Bundestages so gut ausgepfiffen werden können, als jeder andere Fatzenmacher, der eine Rolle auswendig gelernt hat, oder der dem Wiener Soufleur nachplaudert. — Ihr bezahlt sie ja, diese souflirten Heldenseelen, warum laßt ihr sie's nicht fühlen? Aber das Kulissenvolk ist unverschämter Natur, und man muß herzlich pfeifen, ehe man ihnen den Dünkel austreibt, und den Kopf zurecht setzt. — Ich bin sicher, daß die braven blinden Hessen ihre entwürdigende Stellung als Schulknaben vor den Schulmeistern nicht durchsehen, sonst wären sie wild geworden, denn brav, sehr brav sind sie, und genutzt hat die Straflektion gar nichts. Das ist die Hauptsache. Ihr seid das Volk, und wenn ihr so tapfer, wie die Hessen, die den Namen, die Blinden, sich verdienten, so hört am Ende die Schulmeisterei von selbst auf. —

Kassel, den 10ten August. — Landstände. Die braven Hessen machen mich beinahe vergessen, daß sie die Bundesbeschlüsse so hingenommen haben. Auch die andern Büdgets sind herzlich von ihnen beschnitten worden, und der Minister Meisterlein fängt an grob zu werden, sich zu ärgern, sich zu vergessen. Die Grobheit ist eine gar schöne Sache! Wenn Ihr die Wölfe aus den Schafspelzen heraus-

treibt, Ihr braven Hessen, so dürft Ihr sagen: «Wir haben das Unsrige gethan, thut Ihr Uebrigen das Eurige.» Ein grober Minister ist ein ganz göttlicher Kerl, ich mögte ihm die Hand küssen. — 35,000 Thaler hat der Herr Kurprinz schon von dem Militairbüdget abgehen lassen wollen. Sie müssen doch wohl überflüßig gewesen sein, oder hat auch das Fürstlein nicht recht Lust, die Preußen nach Kassel zu rufen. — Wenn Ihr Euch abfinden laßt, Ihr Braven, dann lachen die Herren sämmtlich in's Fäustchen. Glaubt mir, ich versichere es Euch, sie fürchten Euch tausendmal mehr, als sie Euch furchtbar sein können; und wenn Ihr mir nicht glauben wollt; so bedenkt, daß das Meisterlein grob geworden; so bedenkt, daß sie nicht einmal mit der Euch heimlich zugesteckten Drohung öffentlich vors Volk zu treten das Herz hatten, und den Druck verboten haben. Wie würden sie's wagen, mit der Thatsache den Hessen gegenüber zu treten. — Aber das ist wieder der Hessen, die ihren Fürsten einst zittern sahen, würdig; daß sie befehlen, das zu drucken, was die Minister verboten hatten, zu drucken. Millionen Herzen schlagen freudig bei dem Namen: «die hessischen Stände.» — Aber: End gut, Alles gut; End schlecht, Alles schlecht. Bedenkts! —

Frankfurt, den 5ten Juli. «Verläumde! Verläumde! Es bleibt stets Etwas davon kleben!» — Das ist einer der Hauptgrundsätze der Regierungen Europa's. — «Der berüchtigte Revolutionsadvokat Schüler, der Schwindler Wirth, brodlose Halbgelehrte, verlaufene Studenten, wenns Noth thut: Banqueroutier, Räuber, Mörder,» das sind so die Namen, mit welchen man die edelsten Vertheidiger des Volkes belegt. — Und so nennen Leute sie, die jährlich das Büdget machen und es verzehren, die des Volkes Schweiß und Arbeit verprassen, die mit dem Gesetzbuche in der Hand die Gewalt gegen das Recht vertheidigen, die Feuer befehlen ruhigen Bürgern gegenüber. Eine Menge Polizeispionen laufen in der Welt herum, und auch ihnen ist das Sprüchlein: «Verläumde! Verläumde!» mitgetheilt, und wunderbar! ich hörte sie, diese Elenden, auf die bravsten Männer zeigend leise das Wort: «Spion» einem Engherzigen zuflüstern; und sah diesen zurückfahren. «Verläumde! Verläumde!» — Im Nassauischen und Limburgischen hatte sich eine Räuberbande gebildet, und grausenvoll waren die Erzählungen ihrer Schreckensthaten. Welche herrliche Gelegenheit! «Verläumde! Verläumde!» riefen die Diener der Fürsten, und die Zeitungen Deutschlands wurden das Echo dieses Regierungsgrundsatzes, und sagten, jene Räuber seien Proskribirte. — Die Fürsten, denen Nichts heilig ist, die den Glauben und die Liebe abgeschworen, wie sollten sie das Unglück achten? — Sie müßten Menschen sein, um menschlich zu handeln, aber sie sind Fürsten. —

Vom 9ten Juli. — Der Student von Reizenstein. Ein Herr Baron von Reizenstein, der Sohn eines Obristen, der Neffe eines Ministers, war einer mit von jenen Jünglingen, die im April 1833 in Frankfurt die deutsche Fahne entfalteten. Seine Haft war von Anfang an eine mildere als die der übrigen Gefangenen. Unter dem Vorwande einer Geisteszerrüttung wurde ihm eine bessere Wohnung angewiesen, und endlich wurde er entlassen, und in den Schooß seiner Familie zurückgesendet. — Ich wünsche ihm von Herzen Glück zu seiner Befreiung; denn mag auch immerhin seine Geisteszerrüttung nur eine unterstellte gewesen sein, um auf diese Weise das offen sagen zu können, was er zu sagen sich vor sich selbst schämte; nur Schwäche ist die Ursache dieses Benehmens, und die ist stets verzeihlich, wenn auch entwürdigend. Aber weswegen wurde er, und er allein in seine Familie zurückgesendet? Die Blätter der Regierungen selbst geben den Grund an, und in dem Gesetzbuche der Gerechtigkeit ist sicher kein triftigerer zu finden. Auf hohe Verwendung wurde er entlassen. — Auf hohe Verwendung! Er war der Sohn eines Obersten, der Neffe eines Ministers, und die übrigen sind nur Söhne braver, ehrlicher Bürger. Für sie ist keine hohe Verwendung zu hoffen. Sie mögen schmachten, bis sich ein Gott oder das Volk für sie verwendet.— Aber Ihr Bürger Deutschlands! ist denn kein Blut mehr in Euren Adern, ist kein Gefühl mehr in Euren Herzen, und kein Verstand mehr in Eurem Hirn, daß Ihr nicht allmählig klar sehen lernt? Nur einem Ministerneffen, dem Sohne eines Obersten wird die Pforte des grausamsten Gefängnisses, in welchem die Zahl der Gefangenen bereits um ein Viertheil sich vermindert, geöffnet, Eure Söhne sitzen hoffnungslos und trostlos. —

Auf hohe Verwendung wird Recht gesprochen in Deutschland; wer aber verwendet sich für das Volk und sein Unglück? — Alles verstummt wenn davon die Rede ist; und nur das Hohngelächter der Feinde des Volkes hört man von Ferne, wie die Stimme des Bösen; und nur das Kettengerassel der Vertheidiger des Volkes, die Strafe ihres Muthes. — Die höchste Verwendung aber ist die des Volkes, und wenn es sich einmal selbst für seine Rechte verwendet, und nur dann, werden Minister und Obristen, und Fürsten und Fürstendiener verstummen. —

Censur der französischen und Schweizer-Blätter in Deutschland. — „Kein Volk darf die Stimme eines andern Volkes vernehmen, sonst ist zu befürchten, daß wenn das eine sich beklagt und sich regt, das andere in Versuchung kommt, ihm nachzuahmen. Kein Lärm von Außen darf zu uns dringen! Und alle erwiedern: So sei es! Kein Lärm von Außen darf zu uns dringen!“ — So sprechen die sieben Könige des La Mennais. Es saßen Einige von diesen in Wien zusam-

men, und sie sprachen wie jene sieben: «Kein Lärm von Außen darf zu uns dringen!» Und sie befahlen die Censur aller ausländischen Zeitschriften. Aber diese blindgeborne Hellseher wissen nicht, daß die Wahrheit sich durch die Luft fortpflanzt, sie wissen nicht, daß alle Censoren und alle Bajonette der Welt, wie der Spreu vor dem Winde, vor ihr zerstäuben. — Sie pfropfen und siegeln die Flasche, in die sie den Geist der Freiheit eingebannt, und wissen nicht, daß er je fester gepfropft, desto eher die Flasche sprengen wird. — Pfropfe nur, siegle nur, du edler Siegellackfabribant in Wien, vorerst ist doch nichts Besseres zu thun, aber der Lack ist nur gehärtetes Wachs, ein einziger Sonnenstrahl erweicht ihn, und Alles hat ein Ende. —

Darmstadt. — Dr. Schulz. In dem ersten Hefte des Geächteten ist von einem Mittel gegen die Justizverzögerung die Rede, das dem Dr. Schulz fünf Jahre strengen Festungsarrest zuzog. Ich habe mich nicht darüber ausgesprochen, ob Schulz diese fünf Jahre verdient hat, denn er stand mit in der Reihe der Vertheidiger der Volksrechte, und man würde mich der Parteilichkeit bezüchtigt haben. Die Universität zu Heidelberg hat vor einigen Tagen mehrere Studenten, blos weil sie burschenschaftlicher Tendenz verdächtig waren, weggewiesen. Sie ist somit sicher nicht für uns. Aber sie hat über Schulz ein Urtheil gesprochen, in welchem es heißt: «Aus den bisherigen Gründen sind wir daher der rechtlichen Meinung, daß Dr. Schulz rechtlich erwarten darf, von den gegen ihn erhobenen auf die einzelnen Stellen in den angegriffenen Schriften gebauten Anschuldigungen freigesprochen zu werden.» — So urtheilt die Juristen-Facultät zu Heidelberg. Aber das Kriegsgericht zu Darmstadt denkt anders. — Auf hohe Verwendung, — wie das so in Deutschland Mode ist — wurde Schulz verurtheilt, und der Herr Baron von Reizenstein auf hohe Verwendung frei gegeben. — Abermals deutsche Gerechtigkeit! — Schulz schrieb für das Volk; er büße für diesen Hochverrath an seinem Fürsten. Wer für das Volk und dessen Rechte seine Stimme erhebt, ist ein Hochverräther an seinem Fürsten. Wo man in Deutschland hinsieht, Fürsten und Volk, Feind und Feind! Aber sollte denn nie das Volk merken, daß die Fürsten es als ihre Feinde betrachten und so behandeln, sollte es nie Gleiches mit Gleichem vergelten. Der Tag, wo es seine Feinde erkennt, wird der Tag seiner Befreiung sein. —

Landständische Verhandlungen. Die hessendarmstädtischen Landstände treffen mitunter den Nagel auf den Kopf, sie wissen so ziemlich, wo sie hinschlagen müssen, aber sie haben oft kaum das Herz den Hammer zu heben. — In der Sitzung vom 8ten Juli haben sie drei Beschlüsse gefaßt, die wenn sie ein schlichter Bürger vorgeschlagen, und seinen Vorschlag hätte drucken lassen, an Hochverrath

gränzten. — Der erste dieser Beschlüsse verweigert die Schulden Ihrer königlichen Hoheit der verwittweten Großherzogin, vom 6ten April 1830 an zu zahlen. Es ist grausam und unverzeihlig, die lumpigen 15,000 Gulden jährlich nicht auf die angenehmen Lasten des Volkes werfen zu wollen. Die arme Frau Großherzogin hatte ja nur etliche 100,000 Gl. jährlich zu verzehren, und damit 15,000 Gulden Schulden zu machen, ist doch sicher nicht des Redens werth. — Die Stände denken anders, und das Volk wird ihnen deswegen nicht abholder werden, wenn auch der Herr Großherzog sie nach Hause jagt. — Aber was noch schlimmer ist, sie haben es selbst gewagt, zu erklären, 24,019 Gulden Schulden des großherzoglichen Hauses nicht zahlen zu wollen. O! es ist unerhört! Das arme großherzogliche Haus hat nicht zu leben, nicht zu beißen und zu nagen, wie man sagen würde, wenn es sich von einem Bauern oder Handwerker handelte. Aber ich spreche vom großherzoglichen Hause. Wie viel braucht denn das großherzogliche Haus, um leben zu können? Eine wahre Kleinigkeit, nur 2,144,034 Gulden und 24,019 Gulden Schulden; sage und schreibe in Allem: Zwei Millionen ein hundert acht und sechszig Tausend drei und fünfzig Gulden, in einem Lande von höchstens 750,000 Einwohner. Und davon kann das großherzogliche Haus nur mit höchster Noth leben. — Wenn die Hessen hungern, sie wissen wenigstens wofür sie hungern; denn das großherzogliche Haus braucht nur 2,168,053 Gulden. — Wir wollen doch einmal sehen, wie viele brave Hessen davon leben könnten, wenn das großherzogliche Haus Hungers stürbe, was höchst wahrscheinlich, da die Stände, dieses Hauses Schulden nicht bezahlen wollen. — 400 Gulden auf eine Familie des Odenwaldes, oder in Rheinhessen jährlich, ist sicher nicht das Mindermaß. Von jenen 2,168,053 Gl. könnten sonach nicht weniger als 5420 Familien, und jede Familie zu fünf Personen gerechnet 27,100 Menschen jährlich leben, und zwar ohne Schulden zu machen. — Das großherzogliche Haus ißt also für 27,100 Menschen. Ganz natürlich daß grade so viele wenigstens in Hessen hungern. O! die Stände, die diesem Unwesen abhelfen wollen! — Ein dritter Beschluß, der eine Verwahrung enthält, »als ob mit Bezugnahme auf das Recht des Regenten zur freien Auswahl seiner Staatsdiener auch die Ueberschreitung des bewilligten Etats gerechtfertigt werden könnte,« ist, wenn auch nicht ganz so unangenehm für das großherzogliche Haus, doch wenigstens immer unangenehm genug. In Deutschland giebt es außer den Soldaten, — denen man den Glauben beigebracht, daß sie nur dem Fürsten, nicht aber dem Volke Treue und Pflicht schuldig sind, — ein Beamtenheer, das beinahe noch nothwendiger und nützlicher für die Fürsten ist. Diese und ihre Diener wählen sie, und sie wählen stets solche, die sich ihnen mit Leib und

Seele, mit Treue und Glauben verschreiben, die ihr Ich ihnen verkaufen. Dies und nur dies ist die Ursache jener Unmasse Beamten, die das Volk aussaugen; denn Tausende könnten in dem kleinsten Staatchen Deutschlands wegfallen, wenn man das Volk selbst seine Angelegenheiten, so weit es sie zu führen im Stande, — und es ist die meisten selbst zu führen im Stande — ordnen ließ. Aber die Beamten sind nicht um des Volkes willen da, sondern um der Fürsten willen. Der Fürst zahlt sie — und zwar von dem Gelde des Volkes — er belohnt sie, er befördert, bereichert sie, und dafür halten sie mit an der Kette, an welcher das Volk gefesselt ist. — Die Stände wollen wenigstens nicht, daß das großherzogliche Haus mehr Beamten mache, als ihm von Alters her, — von Rechtswegen wie man zu sagen pflegt — zukommt. Das großherzogliche Haus wird Jammer und Wehe über diese Ungerechtigkeit, über diese Beschränkung der großherzoglichen Vorrechte schreien. Es ist fürwahr auch schrecklich, wenn ein Großherzog nicht unbeschränkt thun kann, was er will. Wenn der Großherzog nicht die Auseinandertreibung der Stände mehr fürchten müßte, als die Stände, er hieße sie ohnfehlbar nach Hause gehen.

Aber Rache wollte das großherzogliche Haus ob dieses Schimpfes haben, und es ergriff die nächste Gelegenheit. — Die Stände hatten die Abgeordneten Huth, von Schenk aus Darmstadt, und Dr. Bansa aus Giesen für zuläßig erklärt. Das großherzogliche Haus beschloß, daß es dieser Erklärung der Stände keine Folge geben wolle. Was thaten die Stände auf diesen Beschluß? Sie legten ihn zu den Acten. — Wahrer Heroismus! Da mag der Beschluß denn liegen bleiben, und im Staube untergehen. Es ist unbegreiflich, wie Leute, die gestern so tapfer waren, oft heute so matt und angstvoll sein können. — Vielleicht fürchtete die Kammer eine Auflösung, wenn sie die anerkannten Deputirten einberufe. Es ist das möglich, aber unerklärlich; denn nach meiner Ansicht kann einer deutschen Kammer nach den Bundestagsbeschlüssen, kein höheres Heil widerfahren, als aufgelößt zu werden. Und fürwahr der Großherzog, wenn er nicht mit Blindheit geschlagen, was leicht möglich, muß dies mehr fürchten als die Stände. Landstände an der Seite eines Fürsten, der das Recht hat, zu wollen oder nicht zu wollen, was jene nicht wollen oder wollen, der wie man so sagt, ein Veto hat, sind nur ein Trugbild, mit welchem man das Volk täuscht und es glauben macht, daß seine Rechte vertreten sind; während sie allwärts der Fürst höchst konstitutionel mit Füßen treten kann, und tritt. Nach den Ordonanzen vom Juli 1832 muß dies aber jedem braven Volksfreunde klar sein, und sicher ist es nicht weniger hessischen Landständen klar. — Eine Auflösung der Landstände zeigt dem Volke den bösen Willen der Regierung; deren mehrmalige Auflösung, muß ihm endlich die Nichtigkeit einer

sogenannten Konstitution zeigen. Um dies dem Volke so klar zu zeigen als möglich, ist die Pflicht aller deutschen Landstände. Aber dazu gehört Muth, und den haben nicht alle Ständeversammlungen. Ich verzweifle aber noch immer nicht daran, daß die hessischen Stände nächstens in Ungnade nach Hause geschickt werden, wenn sie nur noch etliche Beschlüsse wie die obigen drei fassen. — Glück zu! ist ein Unglücksspruch bei den Bergleuten, Glück zu ihr Stände! —

Hannover. — Ständische Verhandlungen. Ich hörte einst ein wunderbares Volkslied. Es hatte einen schönen Klang, wie die alten Volkslieder der Deutschen. In dem Liede ist ein Vers der heißt:

Adelig Hannoverland
Wirst noch zur Affenschand!

Die Dichter sind aber Propheten, und bei den Hebraiern bezeichnet ein einziges Wort Prophet und Dichter. Ich hörte immer dies Lied, wie von Ferne widerhallen, als ich eine der letzten Verhandlung der Landstände in Hannover las. — Jeremias schrieb einst die Jeremiade, aber die ist ein wahres Lustspiel gegen das Thränenspiel, das in der ersten Kammer des hochadeligen Hannoverlandes vor etlichen Wochen aufgeführt wurde. — Das ganze Land legt nächstens Trauer an; denn seine hochadeligen Herren sind in großer Noth, und sie werden über kurz oder lang, wenn ihr das neue Lehngesetz nicht abhilft, in Sackleinen und das Haupt mit Staub bedeckt erscheinen. O grausames Geschick, Ungerechtigkeit der Götter, die Ihr den Müßiggang selbst nicht einmal dem Adel im Hannoverlande, dem ältesten, dem reinsten, der sich nie durch Arbeit besudelt, sondern hochadelig stets von der Arbeit des Volkes gelebt hat, verzeihen wollt! — Die Zeiten sind sehr schlecht, und fürwahr der Adel im Hannoverlande wird aufs Ende noch arbeiten müssen, wenn er nicht Hungers sterben will, und wenn das neue Lehngesetz dem Aergerniß eines arbeitenden Adels nicht vorbeugt. Aber hört! Ich will den Adel von Hannover selbst sprechen lassen. Eines seiner Mitglieder in der Ständekammer sagte: « Geht man von gleicher Erbtheilung — bei den Adelsgütern — aus, so muß man nicht blos dekretiren: « Es soll kein Adel, » — (Alle Minister und alle Adelige fuhren hier in Schrecken zurück) — « sondern es soll überhaupt gar kein großer Grundbesitz mehr sein. » — (Hier überlief Adel, Minister, und allen großen Güterbesitzer ein kalter Schauder.) « Und was soll bei Gleichtheilung etwa aus den Familien des Adels werden? Etwa Gewerbtreibende? Nein, die Meisten werden auf die elendeste Art untergehen. Der Adel ist nicht dazu erzogen, es wird ihm nicht anstehen, und selbst der Sohn, der Enkel wird sich nicht dazu schicken. Die Familien werden ganz herunter kommen, und man wird sich am Ende freuen müssen, wenn sie erlöschen. » —

O! welch entsetzliches Geschick droht dem Hannoverlande!

»Adelig Hannoverland
Wirst noch zur Affenschand!«

Wenn ich ein hannövrischer Bauer wäre, so früge ich mich selbst: »Wozu ist denn dieser Adel nöthig, der nicht zur Arbeit erzogen wird, dem sie nicht ansteht, und der sich nie dazu schicken wird, wie jener hochadelige Landstand sich ausdrückt? Wozu ist er nöthig, wer hat ihm das Recht gegeben, müßig zu gehen, während ich — Bauer — für meine Familie und für den Adel arbeiten muß?« Der gesunde Menschenverstand findet sicher keine Antwort auf diese Frage. — Aber der gesunde Menschenverstand herrscht weder in der Kammer Hannovers noch in dessen Regierung. — Der Adel ist nöthig, um den Bauern, den Bürger unterdrücken zu helfen, und deswegen darf er müßig gehen, und deswegen führen die Regierungen, wie in Hannover durch das neue Lehngesetz, Majorate und Fideikommisse ein, um ihn aufrecht zu erhalten. Kann man klarer sprechen, als jenes Adelsmitglied in der hannoverschen Kammer gesprochen? — Wir können, wir mögen und wollen nicht arbeiten! — Und kann man deutlicher sagen, was man will, als es dadurch klar wird; daß die Regierung in Hannover Gesetze vorschlägt, die das Bestehen eines solchen Adels sichern sollen, der nicht arbeiten kann und nicht will? — Welch ein Unglück, wenn diese Familien, die vom Nichtsthun, von des Volkes Arbeit leben, herunterkämen, erlöschten, auf die elendeste Art untergingen!! — O! es wäre schrecklich, wenn die Arbeiter in Hannover auf diese Weise, nachdem jener Adel erlöscht, dereinst selbst verzehren könnten, was sie erarbeitet. Es wäre unerhört! Die Regierung Hannovers wird dafür sorgen, daß dies nicht möglich. — Die Bauern mögen hungern, wenn nur die hochadeligen Familien nicht aussterben. —

Und um dieses Alles in der alten Ordnung — so nennt mans in Hannover — zu erhalten, werden Majorate, Fideikommisse errichtet. Die Erstgebornen erhalten dadurch Alles, die Nachgebornen Nichts; und damit diese nicht verhungern, weil sie nicht arbeiten wollen, wird ihnen die hannövrische Regierung, wie in England alle Aemter und Offizierstellen geben. Die Bürgerlichen können ja arbeiten. — Warum die Censur die Rede jenes hochadeligen Herrn nur nicht gestrichen hat? So klar die Wahrheit sagen, ist eine Verhönung des Menschenverstandes, wenn man glaubt, daß der, der jene Rede liest, und jene Maßregeln der Regierung, die den Grundsätzen dieser Rede huldigen, sieht, nicht bei der nächsten Gelegenheit mit in das Hussa der großen Hetzjagd, was in jenem Liede dem Verse:

»Adelig Hannoverland
Wirst noch zur Affenschand«

folgt, einstimmen sollte. — Nur so fortgefahren, Ihr Herren vom

Regiment und vom Adel, und Ihr werdet den Deutschen schon die Augen öffnen. —

Neues Strafgesetzbuch. Allgemeiner Theil. — Aus öffentlichen Blättern ist über dies neue Gesetzbuch nur sehr wenig bekannt geworden. Wir werden wohl noch eine Weile warten müssen, ehe es zu Stande kommt. Aber gespannt bin ich doch, was die Herren Stände für ein Gesetzbuch zur Welt bringen werden, denn ich müßte mich sehr irren, oder es ist dies das erstemal, daß deutsche Stände ein neues Gesetzbuch machen. Bis jetzt wurden alle Gesetzbücher gegen das Volk gemacht; es wird sich zeigen, ob die hannöverischen Stände eines für das Volk machen. Was die erste Kammer anbelangt, wo Leute sitzen, die nicht arbeiten wollen, mögen und können; so ist schon jetzt klar, wo die hinaus wollen. — Das Fallbeil, die Guillotine! Prr. . . . Ein kaltes Rieseln durchlief alles adelige Gebein, als sie von dieser Todesstrafe eines durch tausendjährigen Adelsdruck und Königsmilde empörten Volkes hörten, und sie setzten sogleich das Schwerdt als Richterin ein. Das läßt sich der Adel nicht nehmen, daß ein Schwerdt, ein Adelssymbol, in der Hand eines Henkers sich recht gut ausnähme. Sie mögen nicht Unrecht haben. — Aber auch Peitschenhiebe erklärten sie für zeitgemäß. Es soll mich doch wundern, ob sie nicht für den Adel, der nicht arbeiten kann und nicht arbeiten will, eine angenehme Ausnahme machen werden? — Das ist nur gut für eine bürgerliche Kannaille! Peitschenhiebe! Knutenstreiche! Klingt das nicht wie ein Fortschritt? — Das Gesetzbuch in Hannover datirt vom Jahre 1834. Die Nachwelt wird es erzählen, daß es von der ersten hannoverischen Repräsentantenkammer gemacht worden. — Peitschenhiebe! Nein ich mag nicht ein Wort mehr sagen.

Bruchsal, 27, 28, 29 Juli. — Es ist heute die Jahresfeier des Julifestes. Das muß man feiern mit Beten, Fasten, Bußethun und körperlicher Züchtigung; denn an diesen Tagen stand ein Volk auf, und zertrümmerte mit gewaltigen Schlägen einen Thron, an dem alle Fürsten Europa's aufbauen geholfen. Man faste, man büße, man geißle sich an diesem Tage des Gerichts. So weit ist es freilich bis jetzt nur in den Gefängnissen zu München gekommen, aber es wird schon allwärts in Deutschland eingeführt werden. In Bruchsal machte man den Anfang. Das Volk wollte nicht recht dran. Da hetzte man die Soldaten hinter das Volk, und ließ es durchprügeln. Sie sollen sich gewehrt haben, die Bruchsaler. Das ist Hochverrath, und, was mehr sagen will, Undankbarkeit gegen die Bürgerfreundlichkeit, die es so gut meint. — Rotteck hätte gerufen: Es lebe der Großherzog Leopold, der Begründer der großherzoglich badischen Freiheit; und die Uebrigen hätten gerufen wie

er, und hinzugesetzt: Danke für gnädige Prügel! Aber Rotteck wohnt leider nicht in Bruchsal, sondern in Freiburg. Wenn der Großherzog van Baden doch überall einen Rotteck bei der Hand hätte. — Man hetzt das Volk hinter die Soldaten, die Soldaten hinters Volk. Das ist ihr Prinzip, ja ihr Lebensprinzip, und man kann dem Soldaten nicht oft genug zurufen: »Du bist Einer aus dem Volke, und kehrst in das Volk zurück. Laß dich nicht mißbrauchen gegen dein eignes Blut.« Aber auch das Volk vergesse nie, daß der Soldat der Sohn eines Bürgers, eines Bauern ist. Wenn die Fürsten das Volk einmal nicht mehr gegen das Volk führen können, dann ist ihr Regiment beendigt. —

München. — La Mennais. Als ich in einer preuß. Zeitung laß, daß nicht nur La Mennais, sondern auch alle Wiederlegungen desselben in Berlin und ganz Preußen, abermals zum Schutze des Buchhandels, verbothen, da rief ich in Angst und Schrecken: »Wir sind verloren, denn in Berlin fängt man an gescheidt zu werden.« Nachdem ist aber Ein und Anderes geschehen, daß mich wieder tröstete. Es war nur ein lichter Augenblick. — Die Münchener sind noch schlimmere Jesuiten als die Berliner; denn sie haben den La Mennais nicht verbothen, sondern einen neuen Pseudo La Mennais aus ihm gemacht, und lassen diesen verkaufen, während sie den wahren ganz heimlich mit Beschlag belegen. Ich mögte dies Machwerk der Herren Görres und Kompagnie wohl lesen. Die Bibel war vor Zeiten ein sehr gefährliches Buch, und ist es noch heute, wenn man sie bei Lichte besieht, wie dies der Abbé La Mennais gethan. Da machten die Gedankenhäscher einen Auszug, eine neue Bibel, und alle Gefahr war verschwunden. — Der arme La Mennais, unter dessen Name man Unkraut säet, während er Früchte zu pflanzen hoffte! — Wenn mir das Buch zukommt, so will ich eine Dedikatian an den Dichterkönig und seinem Jesuitenkönig, la quatrième puissance, Görres, dazu schreiben. Es wirkt dann sicher noch besser in Baiern.

München. — Die Festung Ingolstadt wird 18,310,000 Gulden kosten. Die neuen Kirchen, — für die arme Seele des Königs die Ludwigskirche, für die arme Seele Ottos I. von Griechenland, die Ottokirche — die Klöster ꝛc. ꝛc. kosten auch Geld. Der König, nicht grade für seine arme Seele, hat eine ewige Civilliste von 2,350,580 Gl. Jedem Allmosenempfänger werden von seinen Allmosen 12 Kr. abgezogen, weil die Armuth so zunimmt, daß ihr nicht mehr gesteuert werden kann. Eine Besteurung der Bettler! Dazu ist bis jetzt nur in München, dem frommen München, gekommen. 2,350,580 Gulden Ihro Majestät, verehrtester Dichter! es ist arg viel; und bedenken Eure Majestät doch, daß die Bettler 12 Kreutzer abgeben müssen. — Aber, Ihr, Bettler vom Lande Baiern! wollt Ihr wissen wie viele Familien,

Menschen in Baiern mehr leben könnten, ohne zu betteln, wenn Ein Mensch weniger wäre. 400 Gulden nach unserm Maßstabe für jede Familie angenommen, so können von jener Civilliste Eures allgeliebten Dichterkönigs oder Königdichters 5878 Familien und 29,490 Menschen leben, und die Bettlersteuer hörte auf; und noch Vieles Andere. —

München, 7ten August. — Herr Eugen Herzer aus Baden-Baden, B. Hoffmann aus Frankfurt am M., Dr. Med. Kreuel aus Bergzabern, H. Niese Dr. Med. aus Fehmau, C. Richter Dr. Med. aus Neustrelitz, H. Schmidt aus Augsburg, C. Vinzens aus Frankenthal, C. Willingens aus Hermeswinkel, und C. Wolf aus Oberuffhausen, sämmtlich ehmals Studenten in Würzburg, werden des entfernten Versuches zur Beihülfe eines entfernten Versuches des Hochverraths wegen mit Steckbriefen verfolgt. Ich bitte die Regierungen mir in Zukunft die Steckbriefe zuzusenden, und mache mich anheischig, sie umsonst abzudrucken. Es ist sehr gut, wenn diese recht verbreitet werden; und ich würde sie daher in besondern Abdrücken an die deutschen Gränzpatrioten schicken. — Empfehlungsschreiben werden dann überflüßig; Zeit, Tinte und Papier werden erspart. —

Vom Bodensee. — Die würtembergischen Blätter zeigen die Verhaftung eines jungen Lithographen, Muschany, der von Paris nach seiner Heimath Steisslingen, im Badischen, gereißt ist, an. Die französische Polizei hatte ihn bei der deutschen Polizei angeklagt, daß er verbothene Schriften zu verbreiten beabsichtige. Aber sein Verbrechen wird wohl ein anders sein. — Er soll Mitglied des früher zur Unterstützung deutscher Flüchtlinge in Paris bestandenen Volksvereines gewesen sein, und sich des Unglückes seiner Landsleute thätig angenommen haben. Dies scheint nun in den Augen der deutschen Regierungen, die ihren Fluch den Opfern ihrer Herrschsucht bis über die Gränzen ihrer Macht gerne nachrufen mögten, sein Verbrechen zu sein. Es ist leicht erklärlich. Doch daß die französische Polizei ihn angezeigt; daß auch sie es ihm zum Verbrechen macht, seinen unglücklichen Landsleuten, die jener Verein vor der Schande rettete, bei einem fremden Volke den Allmosen zu fordern, unterstützt zu haben; daß eine Regierung, die ein Flüchtling-Gesetz, von der Menschlichkeit zum Schutze des Unglücks diktirt, zur Unterdrückung mißbrauchte; ihn deswegen der deutschen Polizei überliefert; — daß ist nicht so leicht erklärlich. — Aber wundern wird sich der schlichte Lithograph doch; wenn er hört, daß er der Gegenstand diplomatischer Verhandlungen und Depeschen war, wie uns die Zeitungen berichten. Haben doch die Herren nichts Besseres zu thun; nur ist es um des Hrn. Lithographen Muschany willen sehr zu hoffen, daß sie mit der lithographisch-muschanyschen Frage schneller in's Reine kommen mögen, als etwa

mit der belgisch-holländischen, oder der spanischen, der orientalischen, oder jeder sonstigen Frage. —

Berlin. — Heideloff und Kampe. Von Berlin aus kündigte man die Maßregeln zum Schutze des Buchhandels an, — die jämmerlichste Verhöhnung des Menschenverstandes. In Berlin verboth man zugleich für ganz Preußen allen Verlag der Buchhandlung Heideloff und Kampe. Alles zum Schutze des Buchhandels. Aber was hat denn diese Buchhandlung gethan, daß man das Eigenthum von Privaten zernichtet? Sie haben Einiges von Börne und Heine gedruckt. Ganz Deutschland ist stolz auf diesen beiden Namen. Die geißelten beide den Unsinn, wenn auch in verschiedener Weise, zu verschiedenen Endzwecken; — denn obgleich man stets sie zusammen nennt, haben sie doch außer dem Verleger nicht grade viel mit einander gemein — und das hat der Unsinn ihnen übel genommen, und will sie strafen. Ich lasse es gelten. Aber daß man deßwegen ein paar Familien zu vernichten sucht, daß man ein paar dutzend Schriftstellern, wenn sie auch nur Handfibeln bei Heideloff und Kampe verlegten, das tägliche, saure Brod deutscher Schriftsteller raubt; das kann nur eine Regierung verantworten, die unverantwortlich in Allem handelt, das kann nur eine Menschenraçe mit kaltem Blute, die von dem Ruine von Millionen lebt. — Man spricht viel von revolutionären Maßregeln der Revolution, aber die strafte nur die Verbrecher am Volke; die revolutionären Maßregeln der Gottesgnade schlagen ohne Gnade zu, und treffen in ihrer Blindheit Schuldig und Unschuldig. —

Berlin. — Wollt Ihr noch ein Pröbchen des Berliner Jesuitismus haben? Es ist erbaulich zu lesen, und stand in dem Berliner Wochenblatte vom 27sten Juli, an dem Minister, Geheimräthe, wirkliche und unwirkliche, rc. arbeiten. Dort heißt es: »Mit welcher Befugniß können England, Frankreich und Don Pedro uns eine Regierung, Gesetze und ein Königthum nach ihrer Wahl aufbürden? Haben wir nicht eine Religion, eine nationale Verfassung, Gesetze, lokale Gerechtsame? Sind wir ein Volk von Gestern, das wie ein Kind am Gängelbande geführt werden muß?« — Hört die Revolutionär in Berlin! — Die Herren Jesuiten wiederholen zwar nur, was Don Karlos die Spanier sagen läßt, aber sie sagen klar, daß »sie mit hohem Rechte dies Europa fragen.« — Und wahrlich auch ich sage, daß die Spanier mit dem höchsten Rechte dies Europa fragen dürfen; aber daß die Berliner dies sagen, das ist doch beim Himmel zu schön oder wahrhaft königlich, um ihnen verständlich zu sein. — Wenn dies ein Berliner Student bei einer Flasche Weisbier sagte, die ganze Jesuitenfibschaft

schrie über Hochverrath, und steckte den weisbierlichen Hochverräther ein. «Wir haben eine Religion, eine Verfassung, Gesetze, lokale Gerechtsame; wir sind kein Volk von Gestern, wer darf sich einmaßen, uns gängeln zu wollen», so sagt heute das Berliner Wochenblatt. Gestern sagte man so etwas in Rheinbaiern, in Hessen, in Baden, in Würtemberg, Nassau und Kassel. Hochverrath! Unbestimmte Kerkerstrafe! Abbitte vor dem Bilde einer Majestät! Das war die Antwort. Aber wenn die Neuschateller dies lesen; wenn die Rheinpreußen, die Westphalen, die Sachsen und endlich die Polen oder gar die Griechen und Ottochen, der liebe Kleine, dies lesen! —

«Wir haben eine Religion, eine Verfassung, Gesetze, lokale Gerechtsame, wir sind kein Volk von Heute, wer darf uns gängeln.» Der Jesuit in Berlin, der dies geschrieben, werde zur Abbitte vor einem — gekreuzigten hätte ich beinahe gesagt — gekrönten Fürsten verurtheilt, und bedecke sein Haupt mit Asche! — Ihr seit zum Schweigen verdammt; und wenn Ihr klug waret, so schwiegt Ihr, wie Oestreich; denn jedes Wort in Eurem Munde ist eine Gotteslästerung, oder eine Lästerung des Menschenverstandes, ein Hochverrath an Euch selbst, wenn es keiner an dem Volke ist. Schweigt; denn jeder Verbrecher an den Menschen oder der Menscheit bricht sich selbst den Stab, sobald er anfangen will, sich herauszureden. Das solltet Ihr wissen, die Ihr die dunkeln Inquisitionsrichter des deutschen Volkes seit. —

Berlin. — Gesetzsammlung. — «Sie wollen Unterricht im Tanzen geben? Recht schön! Aber wollen Sie nicht so gut sein, und gefälligst sich setzen, ich werde den Katechismus holen! — Sagen Sie mir doch, wie viel Götter giebt es! Wie ging es zu, als der heilige Geist über Maria kam? Sind Sie ein Anhänger der Agende?» — Aber mein verehrter Herr Polizeipräsident, ich will Unterricht im Tanzen geben, und zwar Privatunterricht, und nebenbei im Rechnen und Schönschreiben. — «Was denken Sie über die Hambacher? Lesen Sie Zeitungen? Welche? Sind Sie ein Konstitutioneller, oder schwören sie auf den Hosenknopf an der Uniform unseres gerechten Königs Eide?» — Ich versichere Sie, Herr Präsident, ich will nur Unterricht im Tanzen geben! — «Sagen Sie mir doch, wie halten Sie's mit der Sittlichkeit. Verstehen Sie mich recht; ich mögte nicht gerne mißverstanden sein, d. h. — ich mögte nicht, daß Sie mich mißverständen, d. h. — ich mögte nicht, daß Sie meine Worte anders auslegten, als wir sie ausgelegt wissen wollen, d. h. — Ey, nun Sie verstehen mich wohl? — Wie halten Sie's mit der Sittlichkeit?» — Ich will nur Unterricht im Tanzen geben, hochgeehrtester Herr Präsident. — «Und eine Tanzschule halten. Ich verstehe Sie. Das genügt für diesen Punkt!» —

In dem letzten Hefte der Gesetzsammlung Preußens heißt es: «Diese Zeugniße (auf welche die Erlaubniß Privatunterricht zu ertheilen gegeben wird) sollen sich nicht auf die Tüchtigkeit zur Unterrichtsertheilung in Bezug auf Kenntnisse beschränken, sondern sich auf Sittlichkeit und Lauterkeit der Gesinnung in religiöser und politischer Hinsicht erstrecken.» —

Im Jahre 1811, spielte der König von Preußen den Volksfreund und Freiheitshelden, und er spielte die Rolle nicht ganz schlecht. Die Illusion war ziemlich allgemeinen. — Während der Rolle gab er den Unterricht frei. Die Rolle ist ausgespielt. Das Theater hat ein Ende, und der herabgelassene Vorhang wird aufgezogen, und der Freiheitsheld tritt in seinem Werktagkleide hervor, und siehe da, der Lampenputzer geht an's Werk, und löscht die Lichter aus. —



Auszüge aus dem Briefwechsel des Geächteten.

Darmstadt, den 2ten August. Sie verlangen Nachrichten von mir; aber wir sind hier an eigentlichen Ereignissen so arm, daß ich nichts Besseres zu thun weiß, als Ihnen über Ein und Anderes von dem Sie schon durch deutsche Blätter in Kenntniß gesetzt sind, einige nähere Auskunft zu geben. Es geht hier so philistermäßig zu, daß ich meinen Bericht füglich in Kapitel eintheilen könnte, um ihm der Mittheilung anzupassen. Sie mögen ihn so abtheilen, wenn Sie wollen.

Presse. Noch anderthalb Jahre nach der Julirevolution hatte das hessische Ministerium die Maxime, zu öffentlichen Blättern, besonders politischen, gar keine Koncession zu geben. Man versteckte sich hinter ein angebliches Privileg der Landeszeitung, und sicherte ihr so den Alleinmarkt. Da verlegte E. E. Hoffmann ein neues inländisches Blatt (das hessische Volksblatt) nach Speier. Dieses schoß Bresche in die bisherige Maxime, und man gab Koncession auf Koncession, wahrscheinlich hoffend, die koncessionirten Blätter fräßen sich selbst auf, wie die Ratten. Aber so kam's nicht. Die koncessionirten liberalen Blätter hatten ihr Publikum, die koncessionirten ministeriellen fanden ihren pekuniären Nutzen in vornehmen Gönnern. Publikum hatten sie wenig. So kam die Auflösung der Kammer

herbei, und wenige Wochen drauf war auch schon die Koncession der liberalen Blätter durch die Regierung vernichtet. Die ministeriellen Blätter aber starben an der Verachtung des Volkes, und physischer und geistiger Erschlaffung Ende 1833. Seit der Zeit existiren im Großherzogthum Hessen nur noch 1stens die großherzoglich hessische Zeitung von Herrn Pabst redigirt, 2tens die Mainzer Zeitung unter dreifacher Censur, 3tens die Wormser Zeitung, ein sehr unbedeutendes Blatt. — An diesen ausgedorrten Pomeranzenschalen mag das Volk die Zähne sich wund kauen; an ihnen mag es lernen, wie man durch steten gleichen Tropfenfall das System des Tages in es einpropft. — Wie so die Zeitungen jedem freien Worte verschlossen sind, so auch die Broschüren. Aengstliche Behörden wachen darüber; sind sie einigermaßen zweifelhaft, so erfolgt die Einsendung des Manuskripts an das Ministerium. Selbst der Verleger der landständischen Verhandlungen darf die Berichte und Anträge der zweiten Kammer nicht mehr in der päbstlichen Zeitung anzeigen, und mit den Protokollen selbst geschieht dies nicht eher, als bis Pabst sie gedruckt und eingebunden vor Augen hat; und zwar, wie man sagt, zu dem Zwecke, daß sie hübsch in chronologischer Ordnung erschienen, aber sicher nur deswegen, damit Protokolle mißfälligen Inhalts gar nicht angezeigt werden. — Sie sehen hieraus, wie jedes Wort, jeder Laut, jeder Seufzer bewacht wird, und doch heißt es, so oft es nöthig ist, daß in Hessen-Darmstadt Alles sehr zufrieden, daß die Liebe zum Fürsten unbegränzt. Aber man stellt eine Wache vor jedes Herz, legt ein Schloß an jeden Mund, damit diese Liebe nicht laut werde. Nur mitunter wird ein freies Wort offenkundig, und wunderbar, von der vielbesprochenen Liebe ist da nicht die Rede. — Es ist leicht erklärlich, daß unter diesen Umständen die geheime Presse mehr benutzt wurde, und noch wird. Vier Nummern einer Zeitschrift: »Der Leuchter und Beleuchter in Hessen« erschienen von Monat zu Monat im Anfange dieses Jahres. Man sollte glauben, — und wahrlich es ist nicht ganz ohne Wahrheit — daß das ganze Hessenvolk im Bunde gegen die Regierung sei. Das Blatt ruhte plötzlich in Hunderten von Exemplaren auf allen Theilen des Großherzogthums. Es war in Jedermanns Hand, und obgleich viele davon an löbliche Polizei eingeliefert wurden, konnte die löbliche Polizei doch nicht dahinter kommen, wo und wie es geschrieben, gedruckt und vertheilt werde. Es ist das ein Zeichen des geistigen Druckes, aber sicher auch ein nicht kleines der Theilnahme des Volkes für die Bekämpfung dieses Druckes. Wenn einst die Zeit kommt, werden die Hessen auch anders an diesem Kampfe Theile nehmen. — Man setzte endlich einen Preis von 1000 Gulden für den Entdecker aus. Vergebens! Es fand sich kein Verräther. Man fing endlich

Untersuchungen an, ließ etliche Eide schwören. Auch da kein Resultat! Was besonders verdrießlich schien, war daß der Leuchter so periodisch, so ungenirt wiederkehrte. — Unterdessen hat er sein Erscheinen suspendirt. Dagegen kamen andere gedruckte Dinger: Spottgedichte, besonders über verunglückte Entdeckungsreisen auf die Leuchterpresse ꝛc. ꝛc. cirkulirten allwärts, und wurden vielfach gesungen.

Aber genug von diesem kleinen Kriege, vorerst ist wohl nichts Anderes zu thun, und fängt doch jeder Krieg mit Plänklergefechten an. Von etwas Anderm.

Verordnungsrecht der Staatsregierung. Wir haben da zwei Artikel in unserer Verfassung. Der Art. 72 sagt, daß ohne Zustimmung der Stände kein Gesetz, auch in Bezug auf das Landespolizeiwesen, gegeben, aufgehoben oder abgeändert werden kann. Der Art. 73 lautet ungefähr so: der Großherzog ist befugt ohne ständische Mitwirkung „in dringenden Fällen das Nöthige zur Sicherheit des Staates vorzukehren.“ Dieser Art. 73 nun war stets das Motiv für eine Menge Verfügungen, einseitig von der Staatsregierung erlassen, wo der Art. 72 eine Vereinbarung der Stände erfordert hätte. Es gab deshalb auf dem vorigen Landtage Anträge und der Abgeordnete Höpfner machte einen Bericht darüber, dessen Hauptinhalt dahin ging: „jenes Verfahren könne wohl gesetzlicher Natur sein, gesetzliche Elemente in sich haben, aber dann müsse die Staatsregierung dem nächsten Landtage ihre Verordnungen zur Genehmigung vorlegen. Erfolge diese nicht, so träten diese Verordnungen ausser Kraft; eben so in Fällen des Nichtvorlegens mit dem Ende des Landtages.“ So ungefähr der Bericht Höpfners. Aber die Kammer wurde aufgelößt, ehe er zur Diskussion kam. Jedoch gab die Regierung noch vorher ihre Ansicht ab, und nach dieser ist der Art. 73 die Regel der Art. 72 die Ausnahme. Die vorkehrenden Verfügungen bestehen so lange, bis die zwei Kammern und die Regierung sich zu deren Wiederaufhebung vereinbart haben; und das Organisationsrecht behält sich die letztere unbedingt vor. Dieselbe Doktrin wurde auf dem jetzigen Landtage erneuert. Sie sehen, daß dieses der Punkt der Archimedes ist, von dem her man die ganze Verfassung aus den Angeln heben kann. — Wer an Konstitutionen glaubt, den bitte ich Sie, zu uns zu schicken. Er kann hier Einiges lernen.

Aber haben wir denn nicht das Steuerverweigerungsrecht! Ja! schöne Worte können Sie darüber in der Verfassungsurkunde des Großherzogthums Hessen finden. Selbst im Jahre 1820 schien die Regierung noch an die Worte zu glauben, denn der Herr von Hoffmann sagte in der Sitzung vom 10ten Oktober 1820: den Landständen stehe das Steuerbewilligungsrecht „in seinem vollen

Umfange» zu, der Regent habe die Absicht, «dieses wichtige Recht vertrauensvoll und unbeschränkt in die Hände der Stände zu legen.» — Ob man damals im Ernste sprach? das ist die Frage. Oder ob man schon daran dachte, den Ständen zu erlauben zwar zu verwilligen, aber bei Leibe nicht zu verweigern. — Die Doktrin der Staatsregierung hat sich dahin zusammengezogen, daß die Verweigerung des ganzen Büdgets ein Verbrechen; und in Bezug auf die Verweigerung einzelner Posten, soll diese nur erlaubt sein, wenn sie keine nothwendige Posten sind, oder wenn die Verwaltung dadurch nicht gestört werde. Aber wer sagt, ob sie nothwendig sind, ob die Verwaltung gestört werde? — Natürlich die Regierung. Aber was ist die Verwaltung? Alles! Was bleibt den Ständen? Nichts.

Schicken Sie uns doch einige unverbesserliche Konstitutionellen her! Es ist hier eine recht artige Schule, und schöne Studien sind hier zu machen. —

Mit politischen Gefangenen sind wir dem Himmel sei Dank nicht so sehr begabt, wie Baiern, aber wir haben doch unser Theil. Giesener Studenten, deren Untersuchung auf die Beendigung der Frankfurter Untersuchung wartet, Friedberger Bürger, ein Bedienter, Herr Wesp, und seine Frau, wegen angeblicher Wahlbestechung, und Dr. Schulz sind hier die Opfer des Reaktionsgeistes. Aber man braucht hier außer Verhaftungen noch andere Mittel, auch solche zu strafen, die kein Gericht verurtheilen würde. Ich meine Versetzungen. Früher hörte man nur selten von Versetzungen, und meist nur auf Ansuchen des zu Versetzenden. Aber jetzt sind sie zu administrativen Strafen geworden. Heinzerling, Renner, Grünewald ꝛc. ꝛc. können davon erzählen. Das auffallenste Beispiel ist aber Herr Dr. Weidig aus Butzbach, der nach 23jährigem Schuldienste auf eine Pfarrei an der kurhessischen Gränze, in ein armes Dörfchen, dessen Pfarrer 36 Gulden jährlich fixe Besoldung, einige ausgemagerte Pfarräcker, einige Zehnten und einige Kasualien hat. Ein Dämon, der hinter dieser Pfarrei als laurend gedacht werden kann, ist, daß die protestantischen Pfarrer keine Staatsdiener, und nicht wie sie durch eine Dienstpragmatik geschützt sind, daß allso der Fürst als summus episcopus sie jeden Augenblick willkührlich entlassen kann. —

Nach dem Obigen Ihnen noch Vieles von den Landständen zu sagen, halte ich noch kaum für nöthig. Die Verhandlungen lesen Sie ja doch in andern Bläetern. Aber charaktrisiren will ich Ihnen unsere Vertreter in etwa. Die erste Kammer ist konservativer, als je. Da der alte Herr von Gagern, wegen seiner da und dort achtelsfreisinnigen Ansichten als Pair manchem Anstoß mit seinen Kollegen

hatte, so blieb er diesmal ganz weg. Die zweite Kammer ist ihrer Mehrheit nach — was man so sagt — liberal. Aber ihr Liberalismus ist nicht unvermischt von Rücksichten, politischem Bedenken, alten Vorurtheilen, — bei denen die der Adels- und der Geldaristokratie die bedeutendsten sind, — und Schwäche. Oberhessens Wähler brachten auf den jetzigen Landtag die meisten ministeriellen Abgeordnete. Rheinhessen hat tabulam rasam. Die Spuren des Mittelalters im Rechtszustande sind dort meist verschwunden. Das Volk ist wohlhabender als sonst in Hessen, es hat Geschworne, es hat weniger Arme, seine Gegenden sind wohnlich, heiter, und Jovialität ist dort Charakter. Dabei sind die kleinern und selbst die größern Gutsbesitzer im Durchschnitt alle freisinnig. Starkenburg kann eine Art juste milieu in dieser Beziehung zwischen Rheinhessen und Oberhessen abgeben. Es hat sich, so weit thunlich in der politischen Bildung vorgemacht. Sie können schon hier nach beurtheilen, was die Stände uns bringen werden. Aber selbst mit dieser im Ganzen gemäßigten Kammer kann die Regierung nicht fertig werden, wodurch denn auch dem Halbblinden klar werden muß, wo unsere Regierung hinaus will, und hinaus muß, weil es Andere so wollen.

Zum Schlusse nur noch ein paar Worte von unsern Umgewannten, Apostaten. Es ist ein sehr böses Zeichen für die Geistesschwäche der Feinde der Freiheit, daß sie wenn sie nicht stockdumme Vertheidiger haben wollen, in den Reihen der Volksfreunde sie suchen müssen. Es ist das ein testimonium paupertatis, auf das sie wie arme Studenten herumreisen, und von mitleidigen Apostaten den Bettelpfennig verlangen. — Herr Schacht nimmt hier den Kardinalplatz ein. Vor ein paar Jahren noch war er ein Republikaner, ein Revolutionair ganz gefährlicher Art; man hing ihm einen Brodkorb über sein Schulkatheder, und da wurde er der Apostel des Absolutismus; und nebenbei Oberstudienrath, Oberschulrath und Selbstherrscher aller Realschüler. Sollte man da nicht Absolutist werden, wenn einem ein solcher Scepter winkt? — Herr Pabst, — bösartigen Namens — war ebenfalls früher ein homo literatus und eifriger Anhänger der Ansichten der Zeit. Jetzt ist Alles anders. Jetzt ist der homo literatus ehrbarer Steuereinnehmer, und nebenbei Redakteur der hessischen Zeitung. —

Aber genug für heute. Nächstens mehr. Auf baldiges Wiedersehen! —

Frankfurt, den 6ten August. „Uebrigens ist hier Alles ruhig und stille.“ So, mein Freund! schließen gewöhnlich die Briefe aus Frankfurt in den deutschen Zeitungen. Ich fange den Meinigen so an, denn wirklich ist dies die einzige Neuigkeit, und das einzige Schreibenswerthe. Wenn Sie daraus Schlüsse ziehen wollen, so

mögen Sie den ziehen, der so nahe liegt; daß man Krankheitsbületin über die hochfürstliche Gesundheit seiner Majestät des Königs von Preußen oder des Kaisers von Oestreich noch nie schrieb, während die Herren gesund waren. — Und warum nicht? Weil sie eben gesund waren. „Sr. Majestät haben diese Nacht sehr wohl geschlafen, und das Fieber scheint vorüber zu sein." Wenn das in einer Staatszeitung stände, dann fielen die Aktien. „Es ist hier Alles ruhig!" wiederholen alle Zeitungen, und schicken Gesundheitsbületins über unsere Stadt ein, und versichern nebenbei, daß wir aber gar nicht krank seien. Das Fieber ist von Außen nach Innen getrieben, und wühlt jetzt in den Eingeweiden; bis es wieder ausbricht, und stärker als vorher das zerrüttete Staatskörperlein angreift. —

Neues weiß ich Ihnen nicht zu schreiben, und einen Börsenbericht wollen sie wohl nicht. Das ist freilich des Schreibens nicht unwerth; denn auch hier hat die Spielwuth Ueberhand genommen, und die beginnende Revolution in Spanien hat vielfaches Unglück verursacht. Dem Ruine mehrerer geachteten Familien sieht man entgegen. Die Immoralität eines solchen Glücksspieles kann nur eine so immoralische Herrschaft, wie die, die auf Europa lastet, befördern. Aber es ist nicht meine Sache, Ihnen über die Börse Näheres zu berichten.

Da ich nichts Neues weiß; so werde ich Ihnen wohl etwas Altes schreiben müssen, das bis jetzt noch in keinem deutschen Blatte zur Sprache gekommen. Sie wissen, wie sehr man die Wiener Geheimnisse bewahrt. Aber selbst bis in den Kongreß hinein müssen die neuern Ansichten gedrungen sein; denn obgleich wir keine Spione bezahlen können und wollen, so hören wir doch von dort Manches. Es muß allso dort freiwillige Spione für die gute Sache geben. Außer den allgemeinen Maßregeln gegen die Presse, gegen das Volk, gegen die Stände, gegen die Ideen, 2c. 2c. kam gleich anfangs eine Maßregel gegen die tüchtigern Volksfreunde vor, und man beschloß in Wien zuerst, sämmtliche, die gefährlich dünkten, d. h. Alle, die laut für die Freiheit gesprochen, und auf die das Volk mit Vertrauen sieht, unter irgend einem Vorwande einzustecken. Es wurden Listen angefertigt, und die schönstklingenden Namen des deutschen Vaterlandes standen auf dieser Liste. Ich könnte Ihnen Deputirte aus Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel 2c., so wie auch eine Menge schlichter Bürger nennen; denn die meisten Namen wurden mir genannt. — Bald aber entschloß sich der Kongreß; sie vorerst nur unter strengster Polizeiaufsicht zu halten, Alles zu ihrer augenblicklichen Verhaftung bis auf den Verhaftbefehl vorzubereiten, und mit der Verhaftung selbst zu warten, bis das deutsche Volk an irgend einer Stelle sich wieder rege. So hängt das Schwert an einem Faden stets über dem Haupte der edelsten Männer Deutschlands, und ihre Vernichtung ist beschlos-

sen; wenn sie nicht zeitig genug sich vor den Häscherklauen zu sichern im Stande sind. Ich schreibe Ihnen dies, um möglicher Weise den Bedrohten nützlich sein zu können. Ich versichere die Wahrheit dieses Beschlusses, und könnte meine Quelle angeben, und die Herren Kongreßräthe würden selbst gestehen, daß diese Quelle die beste, die zu finden. Der ganze Kongreß war, außer den allgemeinen Maßregeln, gegen Presse, Volk, Kammern, Ideen, ꝛc. ꝛc., nur ein Organisationskongreß der geheimen Polizei, die in Zukunft so viele Lauscher anstellen wird, als Männer in Deutschland sind. — Das Beste dabei ist, daß diese Polizei ungeheures Geld kostet, und daß so des Volkes Lasten vermehrt werden müssen. Das wird schon helfen, wenn selbst kein freies Wort mehr, ohne Horcherohren zuzukommen, gesprochen werden kann.

Trier, den 10ten August. Sie haben den polizeilichen Beschluß in den Zeitungen gelesen, der größere Strenge gegen die Reisenden anbefiehlt; und den nachlässigen Polizeibeamten mit Strafen droht. Aber glauben Sie ja nicht, daß man auf Don Karlos fahndet. Man sucht ein Fantom, Aufruhrreisende, zu erhaschen; und alle Weinreisende, alle Käsereisenden, alle Theereisenden werden vom Kopfe bis zum Fuße examinirt. Sie werden die Ursache dieser erneuerten Strenge gerne wissen wollen, und ich werde Ihre Neugierde befriedigen. Ein Schnupftuch ist die Ursache. Ja ein Schnupftuch, aber ein hochverrätherisches, ein staatsverbrecherisches, ein erzdemagogisches, — erschrecken Sie nicht! — ein blau, roth, weißes Schnupftuch ist die Ursache des panischen Schreckens in Trier, der selbst bis Berlin drang, und dort unserm Bürgermeister, der grade da war, alle Thüren, wie einem Verpesteten verschloß. — In einem Wirthshause, wo frohe muntere Gesellen bei klarem Moselwein, ein lustiges Lied, und — entsetzlich — endlich gar die Marsaillese sangen, zog Einer derselben es aus der Tasche. Ein Späher und Horcher berichtete, was er gesehen und gehört, und die ganze Polizei kam in Aufstand, ganz Preußen war in Gefahr. Die Liebe der Rheinpreußen ist aber so groß, so anerkannt in Berlin, daß ein solches Schnupftuch eigentlich nicht so viel Lärm machen sollte. Unterdeß ist hier, wie in ganz Rheinpreußen, es grade kein Ehrentitel, wenn man sagt: »Er ist ein Preuße!« sondern etwas Anderes. — Unsere Geistlichkeit hält mit der weltlichen Ordnung gleichen Schritt. Vor ein paar Jahren regte sich besonders unter den jungen Geistlichen der Geist des freien Christenthums, jetzt herrscht wieder das ächte modernisirte hermessche Pfaffenthum, mit hohen Stiefeln, enger Hose, langem Rocke und Pfennigstonsur. Sie sehen, welche Revolution Hermes hervorbrachte! — In neuester Zeit wurden tüchtige Landgeistliche, die noch die unabhängigsten bis jetzt waren, abgesetzt, und neue hingesendet. Die



Ursache der Absetzung war keine andere, als die Fortschritte, die die bessern Geistlichen in Geiste der Zeit gemacht. Pfaffen und Polizei geben sich hier die Hand, und nächstens stehen die erstern in der Rangliste, wenigstens der geheimen Polizei, nicht ganz unten an. Ist das nicht eine würdige Bruderschaft, die des Herrn Pfarrers und des Herrn Polizeidirektors. — Die Seele und der Körper aller Preußen sind dem — Teufel hätte ich beinahe gesagt — Herrn von Ancillon verschrieben, und Pfaffen und Polizei wachen über die Verschreibung. — Aber lesen Sie die preußische Staatszeitung, und den Trierer Feierbericht über den 3ten August, und die Freude die hier geherrscht haben soll, und dann strafen Sie mich Lügen; wie sie wollen.

Gedruckt bei J. Smith, rue Montmorency, 16.